

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 M. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Kummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Inserionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Das Schwinden des Kolonialfiebers.

Die großartigen Hymnen, die man noch vor wenigen Monaten auf die neuen Erwerbungen des Deutschen Reiches in Afrika anstimmte, sind nun verstummt, und der davon erwartete „Gesundungsprozess“ in unserem wirtschaftlichen Leben ist völlig ausgeblieben. Trotz Kamerun und Angra Pequena und Bimbia befinden wir uns noch in derselben wirtschaftlichen Kalamität wie bisher. Die großen Handelsherren, die an der afrikanischen Küste Handelsstationen und Faktoreien gegründet haben, mögen Gründe haben, sich zu freuen; ihre Niederlassungen stehen nun unter dem bewaffneten Schutz des Reichs und wir daheim haben die Kosten für diesen Schutz zu bestreiten. Aber welchen Vorteil haben wir daheim von der ganzen Sache? Bis dato keinen. Man hatte behauptet, es würde sich an den Erwerb der neuen Kolonien eine große Volksbewegung knüpfen; Tausende, so sagten sich kurz-sichtige Kolonialschwärmer, würden nun auswandern und sich in den neuen Kolonien niederlassen, um dort eine behagliche Existenz zu finden, die ihnen das Vaterland leider nicht gewähren kann. Man hoffte auf einen lebhafteren Absatz unserer Industriewaren im Austausch gegen billige und nützliche Rohprodukte Afrikas und was dergleichen Wünsche und Hoffnungen mehr waren. Wie wenig Lust im Allgemeinen vorhanden ist, nach den afrikanischen Kolonien zu gehen, zeigt sich an dem Erfolge, den die Aufforderung an die Unteroffiziere des Reichsheeres, sich zum Dienst in Kamerun zu melden, gehabt hat. Trotzdem man einen jährlichen Sold von 3000 Mark aussetzte, haben sich doch nur sehr wenige Unteroffiziere gemeldet und man muß in Kamerun sich an die Eingeborenen halten, um eine Polizei- und Militärmacht zu konstituieren.

Das ist lehrreich; allein wer den Stand der Dinge nur einigermaßen überfah, der konnte solche Erscheinungen voraussehen. Daß das Klima in den afrikanischen Kolonien für deutsche Ansiedler nicht zuträglich ist, steht nun fest und das ist für die Zukunft dieser Kolonien entscheidend. Es hat eben Niemand Lust, sich dem ungewohnten und ungesunden Klima auszuweihen; hat man die Wahl, in Afrika der Malaria zu verfallen oder daheim in Roth und Mangel sich durchzuschlagen, so zieht man naturgemäß das Letztere vor. Da lassen sich selbstverständlich Unteroffiziere, die sich daheim leidlich wohl fühlen, nicht bewegen, die Kasernen mit den Palmendächern von Kamerun zu vertauschen. Sie wollen selbst nicht für tausend Thaler unter Palmen wandeln mit der Aussicht, das Sumpffieber zu bekommen.

Es gab auch Leute, die natü. genug waren, auf den „Patriotismus“ der in Afrika angehebelten Kaufleute zu bauen. Wenn über Kamerun und Angra Pequena einmal

die Flagge des Reiches weht, sagten sie sich, so werden die dortigen Kaufleute auch deutsche Arbeiter en masse sich kommen lassen und die Zahl der Arbeitslosen im Mutterland wird sich verringern. Weit gefehlt! Einmal hält das Klima die deutschen Arbeiter fern; wenn dies aber auch nicht der Fall wäre, so würden die Herren Besitzer der deutsch-afrikanischen Faktoreien doch auf deutsche Arbeiter verzichten. Sie haben ja bei den Eingeborenen die Arbeitskräfte so billig, wie sie dieselben aus Deutschland niemals bekommen können und ohnehin sind die Eingeborenen an das Klima gewöhnt. Wer unsere Kaufleute kennt, der weiß, daß für sie wohl die Billigkeit der Waaren und der Arbeitskräfte, niemals aber der „Patriotismus“ ein entscheidendes Moment ist. Diese Handelsherren freuen sich natürlich ungemein, daß das Reich ihnen seinen besonderen Schutz angebeihen läßt, daß sie nun ihren Schnaps, ihre bunten Tücher und ihre Glasperlen und derlei Land leichter an die Wilden verlaufen können, und daß es nun auch eine Polizei giebt, welche bewirkt, daß die Keger gehorsam und dienstwillig sind. „Ordnung muß sein!“ und deshalb werden ja auch für 120 000 Mark Gefängnisse gebaut.

Man sieht, die Handelsherren haben sich über die Erfolge der Kolonialpolitik nicht zu beklagen und es ist nur erklärlich, wenn der deutsche Kolonialverein, der meistens aus Handelsherren oder diesen verwandten Interessenten besteht, auf seinen Generalversammlungen seine Genugthuung gegenüber der Kolonialpolitik ausdrückt. Allein es giebt im Deutschen Reich auch noch andere Leute als Kauf- und Handelsherren und die haben keinen Grund, sonderlich entzückt zu sein.

Bei alledem hört man immer noch nicht, wie man die neuen Kolonien zu organisiren gedenkt. Von staatlichen Einrichtungen kennen wir bis jetzt nur den Gouverneur mit seiner Dampfbarasse, die Polizei und die Gefängnisse. Soll das Alles sein? Wie soll es denn mit der Justizpflege, mit der Besteuerung, mit Rechten und Pflichten der neuen Unterthanen überhaupt gehalten werden? Der gegenwärtige Zustand in den Kolonien kann doch offenbar nur als ein Provisorium betrachtet werden. Gerade dies Provisorium dürfte der Entwicklung der Kolonien auch nicht wenig Eintrag thun, denn es giebt unter den Leuten, die sonst auswanderungslustig sind, nicht wenige, die keine Lust haben, sich in einer Kolonie niederzulassen, so lange ihnen daselbst nicht gewisse staatsbürgerliche Rechte garantiert sind.

Man hätte also seitens einer großen Zahl von Kolonialschwärmern gut gethan, wenn man es den Kaufleuten allein überlassen hätte, zu jubeln. Allein die Presse hat in Wort und Bild ihr Möglichstes gethan, um die Kolonialerwerbungen zu einer Wichtigkeit aufzu-

bauschen, die sie keineswegs besitzen und die Presse findet in solchen Fällen viele Gläubige, wie man weiß.

Wir denken ruhig und nüchtern über Kolonialpolitik überhaupt; wir sind nicht Gegner einer jeden Kolonialpolitik, aber für die gegenwärtige haben wir keine Sympathien, weil wir ihren Nutzen nicht einsehen können. In Afrika sind Schätze zu heben, aber mehr im Binnenland als an den Küsten, und das Binnenland aufzuschließen, dazu fehlen uns Kräfte und Mittel. Das könnte nur geschehen durch eine gemeinsame Aktion aller Kulturstaaten, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen wohl kaum zu Stande zu bringen ist, abgesehen davon, daß man sich wahrscheinlich um die Beute zanken würde.

Die Heilung unserer wirtschaftlichen Schäden kann nicht in den Kolonien gesucht werden; selbst im allgünstigsten Fall könnten sie nur ein Geringes dazu beitragen. Der Reichtum der englischen Kolonien kommt wahrlich nicht dem englischen Volke zu Gute. Wenn der kranke Wirtschaftskörper nicht aus sich selbst heraus gesund werden kann, ist er dem Zerfall anheimgegeben, denn er kann nicht mit Kolonien künstlich aufgepöppelt werden.

Die deutschen Arbeiter, die unter der Noth der Zeit am meisten leiden, brauchen tiefgehende soziale Reformen, in denen ihre Interessen gewahrt sind. Solche Reformen liegen dem deutschen Arbeiter näher, als ferne Kolonien, genau so wie das Hemd dem Leibe näher ist als der Rock.

Politische Uebersicht.

Eine Schraube ohne Ende bilden den manchesterlichen Wältern zufolge die sich fortwährend steigenden Forderungen der Arbeiter. Die offiziös-manchesterlichen Zeitungen qualen diese Phase im groben Dakton vor und ringsum beileben sich die übrigen Kreunde des „kleinen Mannes“ mit ihren Tenorstimmen einzufallen, um das Konzert zu einem großartigen zu gestalten. So führt denn der Chor thatsächlich einen Hölle-spektakel aus und dem guten Speichbürger stehen gewiß schon lange die Haare zu Berge. Was ist denn aber die Veranlassung, daß diese guten Leute so sehr in Ertause gerathen sind? Nun, nichts anderes als daß hier und da einige tausend Arbeiter von dem ihnen gesetzlich zustehenden Recht, zu streiken, Gebrauch gemacht haben. Deshalb das Geschrei. Als vor einigen Wochen die Berliner Bauunternehmer die Drohung laut werden ließen, daß sie, wenn die partiellen Streiks nicht beendet würden, einen allgemeinen Arbeitsauschluß ein-treten lassen würden, da herrschte tiefe Ruhe über dem Wasser. Doch kaum hatten die Gehilfen den Spieß umgedreht, so begann der Sturm, der eine wahre Fluth von Anschuldigungen gegen die Streikenden mit sich führte. Die gutgeantante Presse, welche kein Wort gegen die Bauunternehmer hatte, als diese mit dem Arbeitsauschluß drohten, füllte von Stunde an ihre Spalten mit Drohungen gegen die „frivolsten“ Arbeiter,

scheinlich, daß er sich nur mit der furchtbarsten Gewalt zurückhielt.

Hans rührte sich allerdings nicht, aber er behielt den Feind auch fest und sorgsam im Auge, um jedem möglichen Angriff rasch und geschickt begegnen zu können, und jetzt hielt es Schaller für gerathen, sich ins Mittel zu legen.

Die Geschichte hier war faul, so viel hatte er schon herausgeföhlt, und daß Rauten von Solbergs heute Morgen keine fünfzigtausend Thaler bekam, lag auf der Hand; aber die Geschichte konnte noch fauler werden, wenn gewisse andere Dinge auch gegen ihn zur Sprache kamen, und je eher er sich deshalb aus der Affaire zog, desto besser. Er hatte jetzt zu Hause gerade selber genug zu thun und verlangte nach keinen weiteren Erörterungen.

„Mein lieber Solberg,“ sagte er, indem er von seinem Stuhle, auf dem er die letzte Viertelstunde wie auf Stednadeln gefessen, in die Höhe fuhr, „Sie deuten da Sachen an, die Einem die Haare zu Berge sträuben könnten, wenn sie eben begründet wären; aber Sie werden mir zugestehen, daß dieses Gespräch für einen Dritten, Unbetheiligten, peinlich sein muß. Ich begreife überhaupt nicht, weshalb ich — und wahrscheinlich nur durch Zufall — zu einem „Familien-rath“ geladen wurde, dessen Angelegenheiten weit besser unter vier Augen als vor Zeugen verhandelt werden sollten. Wenn Sie mir gestatten, werde ich mich gehorsamst empfehlen.“

„Ich bitte Sie, Schaller, bleiben Sie,“ unterbrach ihn Rauten; „es scheint hier ein Komplott gegen mich im Werke zu sein, bei dem ich doch gern einen unparteiischen Zeugen haben möchte.“

„Ich ersuche Sie ebenfalls, Herr von Schaller,“ sagte auch Hans, „nur noch kurze Zeit hier zu verweilen; wir haben außerdem einen höchst pikanten Fall, der Sie auf das Aeußerste interessiren möchte. Dann wünsche ich auch Ihre Auskunft noch später in einer kleinen Angelegenheit zu haben.“

„Mein lieber Solberg,“ sagte Schaller, mit einem aber total verunglückenden Versuch zu seinem alten Humor, „Sie werden mich entschuldigen, wenn ich das Interesse entschieden bezweifle! aber da es beide Theile zu wünschen scheinen,

Hans schwieg einen Moment und sah dabei still vor sich nieder. Endlich sagte er, und wieder in deutscher Sprache:

„Wir wollen den Fall einen Moment außer Acht lassen, Rauten; ich selber habe aber hier eine Kleinigkeit, wegen der ich Dich um Aufschluß bitte. Erinnerst Du Dich noch, daß wir an dem nämlichen Tage, an welchem sich Dürbeck erschoss, Mittags mit einigen jungen Damen im Garten spielten?“

„Ja — was soll das?“

„Du kamst gerade aus dem hier unter uns befindlichen Lokal, wo Du mit meinem Freunde Dürbeck eine Flasche Champagner und — sein Leben ausgewürfelt hattest.“

„Und wer sagt Dir das?“ fragte Rauten mit finster zusammengezogenen Brauen zurück.

„Gleichviel, wer es mir sagte,“ fuhr Hans kalt fort; aber unmittelbar danach fiel Dir im Spiel und als Du stolperst, diese Spielerei aus der Tasche — kennst Du den Würfel, Rauten?“

„Und was hab' ich mit dem Würfel zu thun?“ fragte Rauten kalt.

„Ich erzählte Dir ja soeben, daß ich gesehen habe, wie er aus Deiner eigenen Tasche fiel,“ fuhr Hans fort. „Anfangs achtete ich nicht weiter darauf und steckte ihn nur zu mir, um ihn Dir bei passender Gelegenheit zurück zu geben; ich fand aber zufällig aus, daß es ein ganz besonderer Würfel sei. Sieh einmal, wie komisch: unter der Eins liegt eine dicke Bleiplatte, — wie zufällig sich das gemacht hat! Mit diesem Würfel kann man nur sechs Augen werfen.“

„Ich erinnere mich jetzt,“ sagte Rauten kalt; „ich fand ihn vor dem Hause liegen, als ich eintreten wollte. Irgend Jemand muß ihn verloren haben, und ich selber dachte natürlich gar nicht wieder daran.“

„Gegen solche Würfel,“ fuhr Hans immer noch mit der nämlichen eifigen Kälte, aber doch jetzt mit zitternder Stimme fort, „konnte mein armer Dürbeck natürlich nicht ankämpfen.“

„Hans!“ rief Rauten emporsahrend, und sein Auge sprühte Feuer, seine ganze Gestalt bebte, und es war augen-

Feuilleton.

72] Im Eckfenster.

Roman von Friedrich Gerstäder.

(Fortsetzung.)

„Ich konnte damals wohl nicht ahnen,“ fuhr die Frau fort, „daß er nichts als ein gemeiner Schurke sei, der, wie ein Einbrecher nur bei Nacht, am hellen Tage in unser Haus trat, um Alles zu stehlen, worauf er die Hand legen konnte. Aber er war schlimmer als ein Einbrecher, der sich nur mit Gold und Schmucksachen begnügt — er stahl auch die Ehre, das Glück unseres Hauses, und deshalb bin ich ihm gefolgt, dem meineidigen Verräther, deshalb habe ich keine Raft noch Ruhe gehabt und der Noth und dem Mangel getroht, nur um ihn wieder zu ereilen und der strafenden Hand der Gerechtigkeit zu übergeben!“

„Kennst Du die Dame, Rauten?“ fragte Hans mit leiser, fast lächelnder Stimme, aber ebenfalls in englischer Sprache.

„Nein,“ erwiderte Rauten finster; „meiner Meinung nach ist es eine aus einem Irrenhause ausgebrochene Wahnsinnige. Ich war nie in New-York oder überhaupt in Nordamerika.“

„Er läßt, wie er da steht!“ rief die Frau, wieder den Arm gegen ihn ausstreckend und den Kopf zurückwerfend. „Zeiger, erbärmlicher Lügner und Schuft!“

„Hans,“ sagte Rauten mit finster zusammengezogenen Brauen, „das geht über menschliche Geduld. Ich bin überzeugt, die Frau ist eins jener unglücklichen Wesen, die mit irgend einer fixen Idee im Leben herumlaufen, und sie kann mich deshalb nicht beleidigen. Daß Ihr Alle, aber wie gestrenge Richter da herum sitzt und gerade so thut, als ob ich vor Euch in einem Verhör stände, das ertrag' ich nicht länger und brauche es nicht zu dulden. Was soll das Alles? Hat die wahnsinnige Aussage oder Anschuldigung eines solchen Weibes genügt, daß Ihr Euch überzeugt hieltet, ich sei wirklich ihr Gatte? Hat sie Euch die geringsten Beweise, Papiere oder sonst etwas gebracht?“

welche ihre Kollegen derartig „terrorisiren“, daß diese es nicht wagen, zu arbeiten. Während jeder unparteiische Mensch das taktvolle Auftreten der nach Tausenden zählenden Streikenden bewundert muß, müssen sich diese Geistesarmen ab, Gefesparagraphe hervorzuheben, welche gegen etwaige „Ausführungen“ in Anwendung gebracht werden können. Da bis jetzt nirgends nennenswerthe Ungehelichkeiten vorgekommen sind, so gewinnt es fast den Anschein, als ob man gar zu gerne einen kleinen Krawall haben möchte, den man als *corpus delicti* gegen die Streikenden sowie gegen die gesammte, schon längst verhasste Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung benützen könnte. Die indirekten Drohungen offizieller Blätter sind zum Mindesten ebenso gut geeignet, einen Einfluß auf die Streikenden zu Gunsten der Meister auszuüben, als wie etwaige Drohungen der Streikenden gegen die Arbeitenden dieses zu Gunsten der Streikenden zu thun vermögen. Es wird ja Niemand etwas dagegen einzuwenden haben, wenn die offiziöse und nichtoffizielle Manchesterpresse sich mit ungelegten Eiern beschäftigt, allein eins kann man wohl mit Recht verlangen, und das ist, daß sich die als „freiwillige“ Regierungsorgane gerierenden Blätter möglichst unparteiisch verhalten. Einem offiziellen Blatte, welches fortwährend von Sozialreformen zu Gunsten der wirtschaftlich Schwachen spricht, steht es schlecht an, in auffälliger Weise auf die Seite der Unternehmer zu treten. Erst gestern brachte die bekannte „Nordd. Allg. Zeit.“ ein ihr angeblich aus juristischen Kreisen zugegangenes Schreiben zum Abdruck, welches unverblümt strengere Maßregeln gegen solche Streikenden fordert, welche irgend einen ungesetlichen Einfluß auf ihre arbeitenden Kollegen auszuüben suchen. In diesem Schreiben wird sogar für sofortige Verhaftung und schleunige Bestrafung plädirt, ganz so, wie es seiner Zeit der todte Kaiser gefordert hat. Motivirt wird diese Vorlesung damit, daß ein besonderer „Muth“ dazu gehöre, angesichts der streikenden Kollegen die Arbeit wieder aufzunehmen, und daß man daher diesen „Muth“ gehörig schätzen müsse. — Der Herr Jurist mag ein sehr „praktischer“ Mann sein, aber die Verhältnisse der Arbeiter sind ihm vollständig fremd, denn sonst würde er sich nicht so sehr mit seinen „praktischen“ Vorschlägen hervorwagen. Die Arbeiter sind eben keine Juristen und keine offiziellen Zeitungsschreiber, man beschäftigt sie nicht, weil sie einen recht krummen Buckel machen und auf Kommando ihre Ansicht ändern können, sondern weil sie etwas zu leisten im Stande sind. Jeder aufgeklärte Arbeiter weiß, daß es nicht „Muth“ ist, was oftmals viele Arbeiter veranlaßt, weiter zu arbeiten, wenn die Mehrzahl ihrer Kollegen die Arbeit niedergelegt hat, sondern Unkenntniß und fehlende Organisation. Ungehelichkeiten sind gewiß nicht zu billigen, die bestehenden Gesetze bieten aber Handhabe genug gegen Ausschreitungen, eine weitere Verschärfung oder strengere Anwendung derselben würde nur Erbitterung unter den Arbeitern hervorrufen. Uebrigens sollte man doch vor Allem zunächst prüfen, ob die gestellten Forderungen gerechtfertigt sind, und nicht, wie das jetzt geschieht, die Streiks auf die Erregung durch „Agitatoren“ und „Heger“ zurückzuführen suchen. Wer nur die Grundzüge der Nationalökonomie kennt, der weiß schon, daß durch Streiks die Lage der Arbeiter auf die Dauer nicht gebessert werden kann, es wird nach Lage der Sache immer nur ein momentaner Vortheil zu erlangen sein. Man kann es den Arbeitern aber doch nicht verdenken, wenn sie die Gelegenheit wahrnehmen; die Unternehmer machen es ja ebenso. Deshalb von einer Schraube ohne Ende zu reden, ist einfach Unfinn, denn für das Ende sorgt das eherner Lohngezet. Solange man sich der Einführung eines wirksamen Arbeiterschutzgesetzes durch die Gesetzgebung verschließt, hat man am allerwenigsten ein Recht, die einzige Waffe der Arbeiter gegen den Druck der Unternehmer, die Koalitionsfreiheit, anzutasten. Es ist durchaus notwendig, daß sich die Arbeiter gegen eine weitere Herabdrückung ihres Lebensstandpunktes wehren und für eine Erhöhung desselben nach Kräften eintreten. Von der Lage der Arbeiter hängt Handel und Industrie, das Wohlergehen der gesammten Gesellschaft ab. Wer daher gegen die Verbesserung der Lage der Arbeiter ist, der sündigt gegen die gesammte Gesellschaft und ist somit ein Kulturfeind.

Die wirtschaftliche Lage im Regierungsbezirk Münster wird, wie aus den von dort erstatteten Berichten zu entnehmen, im Allgemeinen als befriedigend bezeichnet. An Arbeit war in den ersten Monaten des Jahres kein Mangel, die Tagelohnsätze blieben unvermindert und bei den Sparten haben sich die Abhebungen vermindert. Die Landwirtschaften liegen auch hier über die niedrigen Getreidepreise. Die Viehpreise dagegen sind nicht schlecht. Die landwirtschaftlichen Gewerbe, Brennereien, Ziegeleien, Steinbrüche hielten sich im Allgemeinen auf ihrem bisherigen Betriebe. Die Zementfabrikation war in flottem Betriebe. Die mechanischen Webereien und Spinnereien, sowie die Strumpfwarenfabrikation waren in schwunghaftem Betriebe, die Handweberei in Leinen erhielt sich im bisherigen Umfange. Dagegen sind Seidenwebereien nicht im Stande, die leitherige Arbeitszahl zu beschäftigen, auch die Blauschweberei geht zurück. Ebenso die Eisenindustrie und Drahtseilfabrikation. Die Löhne in den darniederliegenden Industrien sind mehr oder weniger herabgesetzt, über unzu-

halt ich noch aus, muß Ihnen jedoch bemerken, daß ich einer wichtigen Geschäftssache wegen nothgedrungen um halb zwei Uhr drüben in meiner Wohnung sein muß.“

„Wir werden Ihre Geduld nicht lange auf die Probe stellen, Herr von Schaller“, sagte Hans kalt. „Vor allen Dingen erlauben Sie mir nur die Frage an Sie zu richten, woher Sie Ihre Referenzen über den Grafen Rauten und dessen Güter in Galizien gezogen haben? Vielleicht interessiert es Sie doch, diesen Brief einmal durchzulesen, der genau aus jener Gegend stammt, wo allerdings Rauten's Güter in Besitz einer Grafenfamilie von Rauten sind, bei denen es aber keinen Leopold giebt. Herr Notar, dürfte ich Sie wohl einmal um den betreffenden Brief ersuchen?“

„Oh verflucht“, sagte Herr von Schaller, indem er in seine Tasche griff, „jetzt habe ich meine Brille vergessen!“ „Dazu möchte ich mir noch eine Bemerkung erlauben“, fiel jetzt der Notar ein. „Ich glaube, der Irrthum liegt allein in Galizien, das Graf Rauten vielleicht noch gar nicht gesehen hat, desto bekannter scheint er aber in Schlesien zu sein. Erinnern Sie sich noch vielleicht, Herr Graf, eines gewissen Runo von Tröben, der einst einen Mann im Walde erschlug und beraubte und nachher die Flucht ergriff — kennen Sie den Mann, der die Löhne gebührende Strafe die langen Jahre im Zuchthause verbüßt?“

Der Notar hatte seine kurze Rede vollkommen ruhig und kaltblütig begonnen, aber mit dem frechen Verbrecher vor sich, der wohl todtenbleich, jedoch kalt und verächtlich lächelnd dort stand und auf ihn herab sah, stieg ihm auch zuletzt die Galle in's Blut. Bei den letzten Worten hatte sich seine Stimme in die höchsten Töne hinein verstiegen. Er war außer sich gerathen, riß die Thür auf und zerrie den jungen Karl Sandorf bei einem Arm heraus.

„Hol mich der Teufel, wieder eine Ueberraschung!“ brummte Schaller halbblau vor sich hin, erkannte aber auch in dem nämlichen Moment denselben bleichen Menschen, der ihm und Rauten damals auf der Promenade begegnet war, und hob sich jetzt selber überrascht empor. Was war da nun wieder im Wind?

reichenden Lohn und Beschäftigungslosigkeit wird indessen trotzdem nicht geklagt. — Dieser Bericht ist ein Unikum dessen, was im Berichterstatten geleistet werden kann. Trotzdem nirgends ein Ausschlag in der Industrie zu verzeichnen ist, vielmehr nur ein erhebliches Darniederliegen, wird die Lage dennoch als im Allgemeinen „befriedigend“ bezeichnet. Das originellste ist aber, daß trotz Lohnherabsetzungen und Arbeitslosigkeit nirgends über unzureichenden Lohn und Beschäftigungslosigkeit geklagt wird. Die Sache ist sehr einfach, man hat eben Niemanden gefragt!

Aus Leipzig wird hiesigen Blättern geschrieben: Vor Jahren, als es hier noch ein sozialdemokratisches Lokalblatt gab, welches auch die Kommunalangelegenheiten eifrig besprach, beschloßen fast sämtliche Gemeindevertretungen der Vororte den Ausschluß der Öffentlichkeit in ihren Sitzungen. Jetzt sieht man aber ein, daß die Öffentlichkeit der Gemeinderathssitzungen ein unabweisbares Bedürfnis ist, und so haben verschiedene dieser Landgemeinden bei der Amtshauptmannschaft um Gestattung der öffentlichen Sitzungen wieder nachgehakt. Bemerkenswerth ist, daß die Amtshauptmannschaft dem Gesuche von Plagwitz nachgekommen ist, während die Gesuche von Connewitz, Klein-Fischbach und Volkmarndorf, in deren Gemeinderäthen sozialdemokratische Arbeiter sitzen, abschlägig beschieden worden sind. Ferner ist merkwürdig, daß der Antrag auf Öffentlichkeit der Sitzungen in der Gemeinde Reudnitz von demselben Herrn Sparg gestellt worden ist, auf dessen Betreiben seiner Zeit die Öffentlichkeit ausgeschlossen wurde. Der genannte nationalliberale Herr sieht sich gern gedruckt — deshalb wohl sein neuer Antrag. Die Amtshauptmannschaft hat über Reudnitz noch nicht entschieden, doch wird sie wohl dem großen Agitator der „Ordnungspartei“ den Gefallen thun.

Ueber das Militär-Septennat schreibt die „Post. Ztg.“: In der Verfassung des Norddeutschen Bundes war die Bestimmung getroffen, daß die Friedenspräsenzstärke des Heeres bis zum 31. Dezember 1871 auf ein Prozent der Bevölkerung von 1867 normirt und für jeden Kopf der Armee jährlich 225 Thaler zur Verfügung gestellt werden sollten, was 300 000 Mann und 67 1/2 Millionen Thaler ergab. Dieselbe Bestimmung ging in die deutsche Reichsverfassung über, so daß sich für das Reich eine Friedenspräsenzstärke von 401 000 Mann und eine Ausgabe von 90 1/2 Millionen Thälern herausstellte. Da diese Summe sich als ungenügend erwies in Folge der gesteigerten Preise der Lebensmittel u. s. w., half man sich durch massenhafte Verurlaubungen nach zweijähriger Dienstzeit. Schon vorzeitig forderte die Reichsregierung die Verlängerung des Bauquantums auf ein Jahr, und der Reichstag entschied sich sogar mit einer knappen Mehrheit für die Verlängerung des Bauquantums bis Ende 1874, was natürlich der Reichsregierung genehm war. Bereits im Jahre 1873 legte die Reichsregierung dem Reichstage den Entwurf zu dem Reichsmilitärgezet vor, wonach die Friedenspräsenzstärke des Heeres ein für allemal auf 401 659 Mann festgestellt werden sollte. Der Entwurf kam erst im Frühjahr 1874 zur Berathung, und die Majorität des Reichstages stimmte schließlich für das Amendement v. Bennigsen, d. h. für das Septennat. Es wurde also durch das Reichsmilitärgezet vom 2. Mai 1874 die Friedenspräsenzstärke des Heeres für die Zeit vom 1. Januar 1875 bis zum 31. Dezember 1881 auf 401 659 Mann festgestellt, formirt in 469 Bataillonen Infanterie, 465 Escadrons Kavallerie, 300 Batterien Feldartillerie, 29 Bataillonen Fußartillerie, je 18 Bataillonen Pioniere und Train. Schon im Februar 1880, also fast zwei Jahre vor Ablauf des Septennats, legte die Reichsregierung dem Reichstage einen Gesetzentwurf zur Ergänzung und Abänderung des Militärgezetes vom 2. Mai 1874 vor. Derselbe zielte dahin, die Friedenspräsenzstärke mit Ausschluß der Einjährig-Freiwilligen für die Zeit vom 1. April 1881 bis zum 31. März 1888 auf 1 Prozent der ortsanwohnenden Bevölkerung der letzten Volkszählung zu erhöhen, die Infanterie in 503 Bataillone, die Feldartillerie in 340 Batterien, die Fußartillerie in 31 und die Pioniere in 19 Bataillone zu formiren und die Ersatzreserven erster Klasse unter gewissen Bedingungen im Frieden zu Uebungen einzubüchsen, um sie für den ersten Bedarf im Falle einer Mobilmachung auszubilden. Dieser Gesetzentwurf wurde von der Majorität des Reichstages, zusammengesetzt aus den Konservativen und Nationalliberalen, in allen wesentlichen Bestimmungen angenommen, jedoch unter Festsetzung des Prozenttages der Bevölkerung auf 427 274 Mann, damit es nicht den Anschein haben möchte, als ob bei steigender Bevölkerung auch die Präsenzstärke des Heeres erhöht werden müsse. Wenn also die Reichsregierung, wie es jüngst hieß, die Absicht hätte, schon vorzeitig, d. h. in der nächsten Session, dem Reichstage eine Vorlage wegen Erneuerung des bis zum 31. März 1888 laufenden Militär-Septennats zu machen, so würde sie damit an ihrer bisherigen Praxis festhalten. Wahrscheinlich wird die Vorlage erst nach Feststellung der Ergebnisse der am 1. Dezember dieses Jahres stattfindenden allgemeinen Volkszählung an die gesetzgebenden Faktoren gelangen und die Reichsregierung ihren im Jahre 1880 gemachten Vorschlag,

Karl trat in das Komptoir; er hielt den Blick nur allein auf Rauten geheftet, er sah in der That gar keinen andern Menschen, und langsam auf ihn zuschreitend, blieb er endlich vor ihm stehen und hielt ihm den Stock entgegen.

Rauten hatte ihn verwundert betrachtet. Er erkannte ihn natürlich nicht wieder. Was sollte das jetzt sein? Aber der Name Runo von Tröben, mit dem ihn der Notar angerebet, suchte ihm durch's Hirn. War denn die ganze Hölle gegen ihn losgelassen?

Der junge bleiche Mann sah ihm starr in's Gesicht. „Kennst Du diesen Stock, Mörder?“ sagte er mit leiser Stimme; aber trotzdem klangen die Worte wie die Posaune des Weltgerichts in Rauten's Ohren. Bis jetzt hatte er so viel Macht über sich behalten, um wenigstens ruhig zu scheinen, aber diese Hand über Hand geführten Schläge trafen ihn doch zuletzt in's Herz.

„Fort!“ schrie er. „Was wollt Ihr von mir? Was weiß ich von dem alten Juden?“ (Keine Lippe hatte den Ermordeten genannt.) „Ja, Ihr glaubt, Ihr habt Gewalt über mich! Dem den Tod, der mir in den Weg tritt!“ Und ein verborgenes Messer unter der Weste vorreißend, warf er sich gegen die Thür, von der Hans aber schon zurückgetreten war, um die Wirkung zu beobachten, die das Erscheinen des jungen Mannes auf Rauten machen würde. Ehe er zurückspringen und die Thür halten konnte, hatte sie Rauten aufgerissen und sich hindurch geworfen. Aber er kam nicht weit. Nur war dem ihm gegebenen Auftrage vollständig nachgekommen und die von ihm requirirte Polizeiwache auch eben so pünktlich um ein Uhr, und zwar mit dem Schläge, auf der Treppe des Notars eingetroffen, an der sie sich oben mit dem strengen Befehl, Niemanden weder aus- noch einzulassen, ehe sie die spezielle Weisung vom Notar Paster selber erhielten, postirten.

Rauten wollte die Treppe hinab, als er die vier kräftigen Burschen dort auf ihrem Posten entdeckte und jetzt recht gut wußte, daß er selbst mit seinem Messer nicht durchbringen konnte, denn sie versperrten vollständig den engen Raum. Ohne sich aber auch nur einen Moment zu beunruhigen, stieß

die Friedenspräsenzstärke mit Ausschluß der Einjährig-Freiwilligen für einen Zeitraum von sieben Jahren auf 1 pCt. der ortsanwohnenden Bevölkerung der letzten Volkszählung zu erhöhen, wiederholen. Der Zustimmung der Deutscherkammer, welche das ganze Heerwesen des Reiches in einem solchen Grade mit einem gewissen mythischen Nimbus der Unnahbarkeit und Unantastbarkeit umkleiden möchten, daß hier überhaupt jede Mitwirkung der Volksvertretung aufhören würde, würde die Reichsregierung nach den Auslassungen der konservativen Presse vor den letzten Reichstagswahlen schon im Voraus sicher sein können.

Aus Westfalen wird der „Volkszeitung“ geschrieben: Herr von Puttkamer hat in wenigen Tagen einen Theil von Westfalen bereist, um Land und Leute kennen zu lernen und die wirtschaftlichen und sozialen Zustände, wie wollen nicht sagen, zu studiren, denn dazu hatte er eingestandenmaßen keine Zeit, aber doch zu sehen. Er hat mehrfach mit Bedauern betont, daß er nur wenige Tage zur Verfügung habe und daher sich nirgends lange aufhalten könne, aber dennoch hat er bereits in Dortmund, wo er von Münster aus er schien, gesagt, daß die Reise „sein Wissen in politischer und sozialer Beziehung wesentlich bereichert habe“. In Bochum äußerte Herr von Puttkamer bei einem Essen, welches ihm zu Ehren veranstaltet wurde, nach der „Ab. Westf. Ztg.“ sich sehr befriedigt über eine Wahrnehmung, welche er gemacht habe, nämlich, daß in Westfalen und besonders auch in Bochum gar Vieles geschehe, was geeignet sei, den sozialen Frieden zu fördern. Er habe, sagte er, die Uebersetzung gewonnen, daß die maßgebenden Persönlichkeiten der dortigen Gegend nicht allein ihr eigenes Interesse zu fördern suchten, sondern daß dieselben eben so sehr das Wohl der arbeitenden Klassen im Auge behielten. Gewiß würden die betreffenden Kreise, unbeeinträchtigt von allen Anfeindungen, die von gewissen Seiten versucht würden, auch fernerhin ihrem edlen Streben, die soziale Klüft zu überbrücken, getreu bleiben. — Wir haben noch nie etwas davon vernommen, daß in unserer Provinz Jemand Ansetzungen erfahren habe, der zur Milderung der Klagengegenstände beizutragen versucht habe; es ist daher ganz unverständlich, worauf sich diese Aeußerung beziehen soll. Leider hat der Herr Minister keine Zeit gehabt, um alles das, was ihn an dieser eigenartigen Provinz interessieren könnte, mit der gebührenden Aufmerksamkeit in Augenschein zu nehmen, und doch wäre es sehr wünschenswerth gewesen, wenn er sich nach der Lage der Arbeiter etwas eingehender erkundigt haben würde. Durch die Entlassungen und Kündigungen, welche in der letzten Zeit stattgefunden haben, ist diese Lage sehr schlecht geworden, und sie wird aller Voraussicht nach in der nächsten Zeit noch viel schlechter werden. Wenn Herr v. Puttkamer noch einmal unsere Provinz als Minister besuchen sollte, so würden wir ihm den Vorschlag machen, seine ganze verfügbare Zeit in einem Kreise, etwa in Dortmund oder Bochum, zuzubringen und es sich anzuzeigen lassen, auch mit den arbeitenden Klassen persönlich in Verkehr zu treten. Dann würde er in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung weit mehr lernen, als wenn er die Provinz mit einem glänzenden Gefolge in raschem Zuge durchzieht.

Frankreich.

Ueber den Tod Olivier Bain's läßt sich Rochefort in seinem „Antragsgezet“ folgendermaßen aus: „Einer unserer Freunde, der gestern Abend aus Egypten hier eingetroffen ist, bringt uns eine Nachricht, so entsetzlich, daß wir nicht davon sprechen würden, wenn die sie begleitenden Einzelheiten uns den geringsten Zweifel über ihre Richtigkeit gestatteten. Olivier Bain ist nicht den Fiebern im Sudan erlegen, wie General Wolsey telegraphirt hat, nein, er ist gemordet worden. In dem Augenblicke, da das Ministerium Gladstone erklärte, es habe Befehl erteilt, daß das Versprechen, den Kopf unseres Freundes mit 50 Pstl. einzulösen, als null und nichtig anzusehen sei, fiel Olivier unter den Dolchen der Mörder, an den Pforten Egyptens, wohin er zurückkehren wollte, nachdem er allen Siegen des Mahdi und namentlich der Einnahme von Khartum, das er vor etwa 1 1/2 Monaten im besten Wohlsein verlassen hat, beigewohnt hatte. Der Franzose, der uns hierüber berichtet und den wir im geeigneten Augenblick nennen werden, versichert uns: erlich, daß Bain auf seiner Rückkehr in Debbah gesehen worden war, von wo aus Khartum auf einer schönen Straße längs des Nils in fünfzehn Tagereisen erreicht wird. Er hatte sich da verborgen, als auf seinen Kopf ein Preis ausgesetzt worden war und seine Reise erst wieder angetreten, als er von dem angebliehen Gegenbefehl erfuhr. Unser Gewährsmann befehlt uns über dieses, daß der Oberst Schmidt Olivier Bain erst dann für vogelfrei erklärte, als er die Gewissheit erlangte, daß unser Freund fürchterlich kompromittirende Dokumente gegen England bei sich trug. Die Engländer haben keine Ehre und kein Erbarmen im Leib, aber sie sind praktische Leute. Ein höherer Offizier wird nicht den Einsall haben, für das Leben eines Begnerts 50 Pstl. zu verheihen, wenn nicht ein ernstes Interesse vorliegt, ihn aus der Welt zu schaffen. Das Interesse liegt hier auf der Hand: Die Einnahme von Khartum war nicht so erfolgt, wie die Telegramme uns gern glauben lassen möchten. Die britischen Truppen wußten, daß die Stadt schon

er die nächste Thür auf — es war die Küche, und sprang hinein.

„Jesus, Maria und Joseph!“ rief die alte Magd, als sie den todbleichen Mann mit dem langen Messer in der Hand hereinstürmen sah.

Sie selber aber hatte nichts von ihm zu fürchten, denn Rauten bemerkte sie kaum. Fort! war sein einziger Gedanke. Was er Alles noch verborgen und dafür jetzt Entdeckung fürchtete, wer konnte es sagen? Aber schon das, was er da drin gehört, verrieth ihm deutlich genug, er sei entdeckt, seine Larve gefallen und seine Rolle hier in Rhodenburg ausgespielt. So gab es denn jetzt für ihn nur eine Rettung, und die war, so rasch als irgend möglich seine eigene Wohnung zu erreichen. Gewann er dort die kleine Tasche, die seine wichtigsten Papiere enthielt, und dann den dicht bei Rhodenburg beginnenden Wald, so war er gerettet, und so — die Zähne zusammengebissen — sah er sich nach einem Ausweg zur Flucht um.

Aber die Küche war abgeschlossen, nur ein einziges, jetzt offen stehendes Fenster führte auf den niedern Hof hinaus. Blich ihm eine Wahl? Ehe die Verfolger nur ahnen konnten, welchen Weg zur Flucht er gewählt, war er unten im Freien. Mit einem Satz sprang er auf den Küchentisch — die ganze Etage mochte kaum achzehn Fuß hoch sein. Im nächsten Moment sah er auf der Brüstung, um seinen Körper so niedrig als möglich zu bringen, und das Messer voranverwendend, ließ er sich niedergleiten, als aber auch gleich darauf ein gellender Schrei vom Hofe aus gehört wurde.

Ihm nach stürmte die Polizei.

„Aus dem Fenster ist er,“ schrie die alte Magd, „gerade hinunter gesprungen!“

Zwei der jüngsten Beamten preßten zurück und stürzten mehr die Treppe hinab, als daß sie sprangen. Aber keine Spur mehr von dem Verbrecher! Einer slog nach der Hausthür; sie war von innen verschlossen, also dort hinaus konnte er noch nicht sein. Ein Anderer warf den Blick in den Hof, dort lag das Messer, aber von dem Flüchtlinge keine Spur.

„Oh Du mein Heiland!“ schrie die alte Köchin vor

lange auf d
Ranon
über
auf d
den e
trat e
Gebel
denen
gezog
ihn z
Herre
und
selen'
der f
von f
Leide
die S
lassen
weni
dah
mor
und

Ma z
22. d
ist in
und
Paris
stätti
verlau
Berid
baren
Zweck
höchst
und
eine
Nachd
verle
offen,
und
muf,
folgen
Schul
Gefan
Stau
recht

ist da
die G
zu e
Dies
Kun
Erzeu

word
entha
in wo
allein
erbre
wird
und
Nach
Was
Sib
werde
an S
verthe
seitig

g e b
stimm
wegen
bäher
Vand
artige
Tribu
lution
Jesse
stimm
schäft
Ober
schlin
sich d

Som
Engl

oben
zu
sprun

denn
ihnen
Rück
Mag

nicht

ja hi

„er

hatte
ein f

war
aller
die S

häng
aus

hier
wir

schle

und
Fen
Körp
an d

oben
das
am
Seil

Frei
der
zu
tra-
schert
keit
aupt
ürde
fivent
sicher
ben:
iner
i zu
wie
han-
fch
ung
aber
aus
und
hum
n zu
sehr
abe,
gar
zu
doch
nicht
das
im
eirt
wür-
t zu
was
sch-
säge
lich,
herr
nefer
nden
es
ber
die
nati-
d sie
viel
niere
den
reife,
an-
fön-
licher
die
Luge
fort
herr
ist,
von
uns
nir
eral
den-
ärte,
her-
nu-
an
sch-
ahme
bl-
ber
den,
h ge-
nen
word.
aus-
als
hri-
vier
ngte,
egen
sein
herer
ines
nter-
liegt
nicht
höch-
chon
rang
als
der
enn
Ge-
Ent-
das,
sei
den-
eine
eine
den
ttet,
nach
jeht
aus.
nen
er
den
Fuf-
ng,
gen,
als
aus
rade
sten
eine
us-
nte
den
eint
von

lange in den Händen des Mahdi war, als der Oberst Wilson auf die Einladung von Mohamed-Ahmed selbst sich in einem Kanonenboote dahin begab, um sich von dem Siege Dessen zu überzeugen, den er den falschen Propheten nannte. Ein Blick auf die Ufer des Nilflusses, wo Kanone um Kanone stand, belehrte den englischen Oberst über das Schicksal der Garnison und er trat eiligst die Rückkehr nach Gattien wieder an. Alle diese Geheimnisse hätte Olivier Pain enthüllt, wie er alle Lügen, mit denen die englische Regierung Europa einlullte, ans Tageslicht gezogen hätte. Vergeblich war auf seiner Hinreise der Versuch, ihn zu tödten, gemacht worden. Man schwor, daß er auf der Herreise nicht davonkommen würde, und heute ist Pain todt und die Enthüllungen sind todt mit ihm. Die Depesche Wolseley's ist nur ein Betrug mehr. . . Wie alle Mörder, wird der feige und niederträchtige Oberst Schmidt das Verbrechen von sich abwälzen wollen. Wir werden ihm aber erst vor der Leiche antworten. Er muß sie uns zurückgeben; denn wenn die Spuren des Fiebers sich daran nicht werden nachweisen lassen, so werden die des Messers wohl sichtbar sein. Und wenn es sich dann unabweislich herausgestellt haben wird, daß ein französischer Journalist von furchtsamen Banditen ermordet wurde, dann werden die alte Viktoria, ihre Generale und Minister erfahren, wie wir an Mördern Rache nehmen.

Ueber die Beziehungen zwischen Frankreich und Marokko wird Londoner Blättern aus Gibraltar unterm 22. d. gemeldet: „Das französische Panzerschiff „Aréthuse“ ist in Tangier angekommen, um den französischen Gesandten und die maurische Gesandtschaft, die im Begriff sind, sich nach Paris zu begeben, einzuschiffen. Ihre Abfahrt wird diese Woche stattfinden, aber der Tag dafür ist noch nicht anberaumt. Es verlohnt sich, der unmittelbare Zweck der Gesandtschaft sei, eine Verständigung der Grenze von Marokko und Algier zu vereinbaren; es werden dieser demonstrativen Mission jedoch erstere Zwecke untergeschoben. Die Ansprüche Frankreichs auf den höchsten Gizefluß in Marokko können nicht länger verhehlt werden und man erwartet, dies dürfte bald eine Frage werden, die eine ernste diplomatische Spannung verursachen wird. Nachdem sie Tunis thätlich mit Algerien einverleibt, behaupten die französischen Agenten jetzt offen, daß Marokko mit Ausschluß von England und Spanien innerhalb Frankreichs Aktionsphäre kommen muß, dem Tripolis mit dem Anschluß italienischer Ansprüche folgen werde. Die Franzosen geben vor, der Sultan habe den Schutz Frankreichs nachgesucht und sie werfen dem britischen Gesandten in Tangier vor, maurischen Barbarismus und Sklaverei gegen die Fortschritte französischer Zivilisation aufrechtzuhalten und zu fördern.“

Der „Temps“ bringt nachstehende Note: „Die Regierung ist daran, einen Gesandten einzubringen, der ihr gestattet, die Einfuhr von Leinwandprodukten solcher Länder um 50 pCt. zu erhöhen, welche nicht darin willigen sollten, Frankreich die Behandlung als meistbegünstigte Nation zu gewähren. Dieses Gesetz würde sofort zur Anwendung gelangen, falls Rumänien fortfahren sollte, vom 1. Juli ab die französischen Erzeugnisse höher zu besteuern.“

Rußland.

In Umon, Gouvernement Kiew, ist der Versuch gemacht worden, die staatliche Kaffe, welche gerade eine Million Rubel enthalten haben soll, zu plündern. Die Mauer des Hauses, in welchem sich die Kaffe befand, war bereits durchbrochen, allein ist es den Räubern nicht gelungen, den Geldschrank zu erbrechen. Die Wächter wollen nichts gehört haben. Natürlich wird der Raubverfuch den Mihilisten in die Schuhe geschoben und es sind auch schon zwei Verdächtige verhaftet worden. — Nach dem vom „Regierungsboten“ veröffentlichten kaiserlichen Ukas soll die Kopfsteuer im ganzen Reiche, mit Ausnahme Sibiriens, bis zum 1. Januar 1887 vollständig abgeschafft werden. An demselben Tage wird für die Domänenbauern an Stelle der jetzigen Abgabe (des Obros) eine auf 44 Jahre vertheilte Amortisation treten. Auch das Bahneisen soll gleichzeitig verändert werden.

Großbritannien.

Im Hyde Park wurde gestern eine Massenkundgebung abgehalten, welche den Zweck hatte, gegen die Bestimmung zu protestiren, wonach Personen, die von Armen wegen ärztliche Hilfe und Arznei erhielten, ihr Stimmrecht einbüßen sollen. Diese Bestimmung dürfte namentlich die armen Arbeiter hart treffen, da diese häufig genöthigt sind, derartige Hilfe zu beantragen. Im Park wurden von sechs Tribünen herab Reden gehalten und an sechs Stellen Resolutionsen angenommen, welche die Regierung aufforderten, für Jesse Colling's Bill, welche die Aufhebung der erwähnten Bestimmung bezweckt, Gleichsetzungen der parlamentarischen Geschäftsordnung zu gewähren, und welche erklärten, daß das Oberhaus einer armen und hilflosen Klasse mit Vorbedacht ein schlimmes Unrecht zugefügt habe. Unter den Rednern befand sich der Irlander Michael Davitt. — Lord Spencer, der Bischof von Irland, legte am Sonnabend sein Amt nieder und verließ Dublin, um nach England zurückzukehren. Der Weg von der Burg bis zum

Bahnhofe war durch Truppen und Polizei besetzt, ein Zeichen, daß der Scheidende bei den Irländern sehr „beliebt“ war.

Ulfen.

Aus Meischod wird den „Times“ unterm 23. d. gemeldet: „Die englische Grenz-Kommission hat jetzt ein Lager wenige Meilen nordwestlich von H e r a t bezogen. Die Behörden und die Bevölkerung zeigen sich sehr freundlich gesinnt. Eine prächtige alte Mauer beherrscht die nördliche Mauer der Stadt. Die englischen Ingenieure empfahlen, dieselbe zu unterminiren, damit sie beim Beginn einer Belagerung in die Luft gesprengt werden könne. Die Priester und die heiligen Männer traten sofort zu einer Berathung zusammen und beschloßen, ihren Tempel lieber sofort zu opfern, als nur das entfernteste Risiko zu laufen, daß er einem Feinde irgend einen Vortheil gewähren könnte.“ — Es läßt sich kaum annehmen, daß sich die Afghanen noch so sehr für die Engländer begeistern, nachdem diese vor den Russen muthig zurückgewichen sind. Derartige Meldungen sind nur berechnete, dem Großströmung als Pfaster auf die Wunden zu dienen, welche die Kriegs- resp. Rüstungsausgaben in den Geldbeutel gerissen haben.

Gerichts-Zeitung.

Die Ermordung des Polizeirath Dr. Rumpff vor dem Schwurgericht.

Frankfurt a. M., 30. Juni 1885.

Zweiter Tag der Verhandlung.

Der Angeklagte steht heute etwas niedergedrückt auf. Gegen 9 1/2 Uhr Vormittags eröffnet der Präsident, Landgerichts-Direktor Dr. Leylauff, wiederum die Sitzung und beginnt mit dem Aufruf der noch zu vernehmenden Zeugen. Es ist den Berichterstattern, denen die Zeugen den Rücken drehen, nur mit großer Mühe möglich, der Zeugenvernehmung zu folgen, da die meisten Zeugen sehr leise sprechen und die Akustik im Saale eine sehr mangelhafte ist. Es kommt hinzu, daß das Schwurgerichtsgelände dicht am Dom und neben dem städtischen Schlachthause gelegen und die Verhandlung deshalb oftmals durch Glodengeläut oder auch durch das Blöken der Thiere gestört wird. — Heute erscheint zunächst als Zeuge Dr. med. Schumann. Am Sonntage vor dem Morde, Abends gegen 6 1/2 Uhr, begegnete ich im Sachsenlager einem Manne, anscheinend dem Arbeiterstande angehörig, mit rothem Hals-tuch, schwarzem Haar und schwarzem Rollbart. Der Mann, der, als ich ihn ansah, etwas bestürzt schien, war größer und stärker als der Angeklagte und hatte auffallend große Hände. Der Mann fragte mich nach der Gulleustraße. Da mir der Mann so plötzlich entgegentrat, erschrak ich. Mit dem Angeklagten war der Mann nicht identisch. — Der Verteidiger konstatirt, daß der Angeklagte auch auffallend große Hände hat. — Präsi.: Ich werde nun zur Verlesung der Bafeler Zeugenaussagen übergehen. — Der Verth. macht gegen diese Verlesung Bedenken geltend, da die betreffenden Zeugen, der dortigen Prosekution entsprechend, nur auf Handgeldmäßig ihre Aussagen, also unbedeutig abgaben. — Der Staatsanwalt beantragt die Verlesung; der Gerichtshof beschließt demgemäß und wird zur Verlesung geschritten. Schuhmachermeister Dieß (Bafel) hat bekundet, daß Viesle bei ihm außer freier Kost und Wohnung, 6 Fr. wöchentlich verdient habe. — Schuhmachermeister Saladin (Bafel): Viesle habe eines Tages eine offene Postkarte von seinem Bruder aus Südrankreich erhalten, in welcher ihm dieser mittheilt, daß sie wohl beide, wenn sie nach Deutschland zurückkehrten, bestraft werden würden. Eines Tages habe Viesle einen Brief nach Genf geschrieben. Als er (Zeuge) sich mit Viesle einmal ge- sprochen, habe dieser ihm gedroht, ihn vor das Forum zu fordern. Unter „Forum“ habe er (Saladin) ein sozialdemokratisches Gericht verstanden. In der Wohnung von Viesle habe er einmal eine Nummer der Rostfchen „Freiheit“, die ihm von einem gewissen Hinterberg geschickt worden, aufgefunden. — Viesle bemerkt auf Betragen des Präsidenten: Die Bestrafung hatte er nebst seinem Bruder wegen Nicht- stellung zum Militär zu erwarten. Der Brief, den er nach Genf geschrieben, sei ein Liebesbrief gewesen. Mit dem Worte „Forum“ habe er ein aus Meistern und Gesellen zu- sammengesetztes Schiedsgericht gemeint. — Fandleiter Son- deregger: Viesle habe bei ihm kurz vor Weihnachten einen Koffer verpackt, den einige Zeit darauf ein gewisser Hinterberger auslöste. Ueber den Verbleib des Koffers wisse er nichts. — Präsi.: Sie haben bis jetzt behauptet, nicht zu wissen, bei wem Sie den Koffer verpackt haben? — Angell.: Der Name war mir entfallen. — Präsi.: Das ist doch sehr eigenthümlich, Sie hatten keinen Schein, dann hätten Sie sich doch wenigstens den Namen des betreffenden Fandleiters merken müssen? — Angell.: Ich weiß nicht. — Zigaretthändler Alder (Bafel): Viesle habe bei ihm vielfach verkehrt und ihm auch einige Nummern der „Freiheit“ gegeben. — Speereihändler Feiner: Viesle habe bei ihm oftmals verkehrt und ihm eines Tages gesagt: es werde an ihn ein Brief ankommen, den er an ihn (Zeugen)

habe adressiren lassen. Auch habe er ihm einige Nummern der „Freiheit“ gegeben. — Präsi.: Nun, Angeklagter, was war das für ein Brief, den Sie an Feiner senden ließen? — Angell.: Von meinem Bruder. — Präsi.: Was veranlaßte Sie, den Brief nicht an Ihre Adresse senden zu lassen, Sie hatten doch sonst Briefe von Ihrem Bruder bekommen? — Angell.: Ich wußte doch nicht, wie lange ich bei Saladin bleiben werde. — Präsi.: Nun, es haben zwei Zeugen bekundet, daß sie „Freiheiten“ verbreitet haben? — Angell.: Das gebe ich zu. — Präsi.: Bis jetzt haben Sie aber stets geäußert, Anarchist zu sein oder anarchifische Schriften verbreitet zu haben? — An- gellagter: Anarchist bin ich nicht; aber die „Freiheit“ habe ich wohl gelesen und sie auch weiter gegeben. — Feiner hat ferner bekundet, daß der Angeklagte in Bafel einen großen, weichen Schlapphut getragen und daß er niemals im katholischen Ge- sellenverein in Bafel verkehrt habe. — Da der Angeklagte letz- tere Behauptung aufrecht hält, so beschließt der Gerichtshof, nach dieser Seite hin Erkundigungen einzuziehen. — Schuh- machergeselle Klefeld: Ich arbeitete mit Viesle bei Saladin zu- sammen. Viesle war ein sehr tüchtiger, fleißiger Arbeiter, er las jedoch stets die Rostfche „Freiheit“ und erhielt mehrfach Briefe. Ein Brief war aus Lausanne und begann mit den Worten: „Lieber Genosse.“ — Angell. (zum Zeugen): Können Sie sich genau erinnern, daß der Brief aus Lausanne war? — Zeuge: Ja wohl. — Präsi.: Und der begann mit den Worten: „Lieber Genosse.“ — Zeuge: Ja wohl. — Angell.: Sollte nicht gestanden haben: „Lieber Bruder.“ — Zeuge: Nein, „Lieber Genosse“ stand im Briefe, zwischen „Lieber Genosse“ und „Lieber Bruder“ ist doch wohl ein Unterschied. — Der Zeuge bekundet ferner: Viesle habe oftmals Briefe geschrieben, an wen diese gerichtet waren, wisse er (Zeuge) nicht. Ein Brief sei nach Lausanne adressirt gewesen. Als er ihn einmal im Besitz von mehreren Nummern der „Freiheit“ und des „Sozialdemo- krat“ sah, habe er zu ihm gesagt: Sie sind wohl Anarchist? Der Angeklagte habe ihm geantwortet: So etwas Aehnliches. Er habe ihm bedeutet: Er solle sich vor der Polizei in Acht nehmen. Viesle habe geantwortet: Wo diese Zeitungen gedruckt werden, ist vollständige Pressfreiheit. Eines Tages habe Viesle aus Lausanne eine Kiste bekommen, in der die Zeitungen enthalten waren, was das für Zeitungen waren, habe er (Zeuge) nicht erfahren können. — Präsi.: Ange- klagter, was war das für eine Kiste? — Angell.: Ich glaube, das war eine Kiste von meinem Bruder, in welcher er mir Tabak sandte. — Präsi.: Sie sind ja gar kein Raucher, das muß doch Ihrem Bruder bekannt sein. — Angell.: Ich schüttel den Kopf. — Präsi.: Der Zeuge will doch Zeitungen in dem Kistchen gesehen haben? — Angell.: Das waren einige Exemplare des „Berner Bund“. — Präsi.: Das Kistchen kam aber aus Lausanne? — Angell.: Wie kann das der Zeuge so genau wissen? — Präsi.: Nun, wenn das Kistchen von Ihrem Bruder aus Südrankreich gekommen wäre, dann wäre es bei der Zollrevision geöffnet worden. Zeuge, lennen Sie Keller? — Zeuge: Ja wohl, aber ich lenne seinen jetzigen Aufenthalt nicht. — Präsi.: Zu Keller soll Viesle einmal gesagt haben: 30 Pfund Dynamit würden genügen, um das Bafeler Münster in die Luft zu sprengen. Haben Sie das auch gehört? — Zeuge: Nein, das hat mir Keller erzählt. — Als dieser Zeuge abtritt, unterhält sich der im Saale anwesende Oberstaatsanwalt von Frankfurt mit dem Präsidenten. — Angell.: Herr Präsident, hier ist öffentliche Verhandlung, ich möchte doch wissen, was der Herr Oberstaatsanwalt mit dem Herrn Präsidenten spricht. — Präsi.: Ja, das soll geschehen, es ist mir nämlich soeben die Mittheilung geworden, daß sich eine Zeugin gemeldet hat, die am Abend des 13. Januar im Sachsenlager, gegenüber der Rumpffschen Wohnung einen Mann gesehen haben will. Wir werden die Frau sofort vernehmen. — Die Zeugin, eine Frau Camphausen, wird in den Saal gerufen: Am 13. Januar, des Abends gegen 7 1/2 Uhr, sah ich gegenüber dem Hause Sachsenlager 5 einen Mann, anscheinend dem Arbeiterstande angehörig, stehen. Ich trug Gummischuhe, in Folge dessen konnte mich der Mann nicht kommen hören. Als ich an ihn herantam, erschrak er plötzlich. Ich fragte ihn, auf wen er warte, er antwortete mir: Das geht Sie nichts an. Der Mann trug, soweit ich mich erinnere, eine seidene Mütze, war bartlos und hatte etwas stehende Augen. Ich möchte behaupten, daß dieser Mann der Ange- klagte gewesen ist; er sah damals nur etwas schmaler aus, allein an seinem bartlosen Gesicht und seinen Augen erkenne ich ihn wieder. — Angell.: Sehen Sie mich nur einmal genau an, ich habe Sie im Sachsenlager nicht gesehen, folglich können Sie mich auch nicht gesehen haben. — Zeugin: Ich glaube doch, daß Sie der Mann gewesen sind. — Schuhmachermeister Ernst (Bafel): Viesle hat bei mir vielfach verkehrt und mir oftmals die „Freiheit“ zum Lesen gegeben. — Schuhmachermeister Nämp (Bafel): Viesle hat in Bafel bei einer Wafschfrau Frau vielfach verkehrt, mit dieser ein Liebesverhältnis unterhalten und durch dieselbe „Freiheiten“ vertreiben lassen. — Präsi.: Nun, Angeklagter, ist das richtig? — Angell.: Ich lenne überhaupt eine Frau Frau nicht. — Gastwirth Rott: Der Angeklagte hat bei mir vom 31. Dezember 1884 bis zum 13. Januar 1885 logirt. Er wollte sich nicht anmelden, endlich

„so könnte ihn ein Kind in die Höhe heben, jetzt aber wiegt er so schwer wie Blei — er muß ohnmächtig geworden sein!“

Der Körper hing allerdings in diesem Augenblick schlaff nieder, aber das Seil hatte auch gefaßt. Wenn auch lang- sam, so hoben ihn die fünf kräftigen Männer doch wenigstens sicher und Rud bei Rud empor. Hans konnte jetzt mit der rechten Hand einen guten Griff in seinem Rocktragen be- kommen, und wenige Minuten später hatten sie den leblosen Körper auf dem Steinboden der Küche liegen.

„Und wohin jetzt mit ihm?“ sagte Hans. „Am besten ließe einer der Herren nach einem Wundarzt, denn er scheint stark zu bluten.“

„Lieber nach einer Tragbahre,“ sagte ein Anderer; „die stehen da gleich an der Markiede, und dann schaffen wir ihn ohne Weiteres ins Spital; dort kann er nicht fort und hat die beste Pflege.“

„Gut denn!“ rief Hans. „Aber rasch — ich will indef, so gut es geht, nach seiner Wunde sehen.“

Er warf seinen Rock ab, und Rautens Kleider öffnend, kam er bald zu der schon durch das Blut angezeigten Stelle. Es war eine häßliche Wunde, aber der Hals, der sie ver- ursacht, auch wohl sieben Zoll lang und stark genug, das drei- fache Gewicht zu halten. Was aber konnte er hier thun, als nur höchstens einen nothdürftigen Verband mit seinem Taschentuch umlegen. Aber es dauerte nicht lange, so lehrten die Männer mit der Bahre und zwei Krägen zurück. Zufällig hatten sie auch gleich einen Militärarzt auf der Straße ge- troffen, der sich erbot, den Verwundeten in das Spital zu geleiten. Er untersuchte die Wunde allerdings erst selber und betrachtete dann kopfschüttelnd den Hals; aber hier ließ sich jetzt doch nichts mit ihm machen, das Spital war außerdem nur eine kurze Strecke entfernt, und der Zug setzte sich gleich darauf und ohne Weiteres in Bewegung.

„Was zum Henker ist denn da los,“ fragte der Arzt unterwegs den einen Polizeibediener, „daß sie den Grafen Rauten in das Spital und nicht zu seinen Schwiegereletern schaffen? Und wie überhaupt ist er da hinaus auf den Hals gekommen?“

Der Doktor hatte sich an den Unrechten gewandt. Der

Mann wußte, daß der Herr Affessor und der Herr Aktuar nie über Gerichtsfälle mit Leuten sprachen, die außer dem Bericht standen, zuckte deshalb nur die Achseln und sagte: „Bedauere, darüber keine Wissenschaft zu besitzen, Herr Doktor. Bin nur beordert worden, Jemanden in Empfang zu nehmen. Herr Doktor können aber das Nähere jedenfalls bei Herrn Rotar Pflüster erfahren.“

Der Doktor biß sich auf die Lippe, versuchte aber keine weitere Frage, und bald waren sie an Ort und Stelle an- gelangt.

In dem Komptoir des Notars saß indeffen der alte Baron von Solberg wie ineinander gebrochen noch immer auf seinem Stuhle und rührte und regte sich nicht bei all dem ihn umgebenden Wirrwarr. Er hatte auch stets nur staunend zu- gehört, wie sich Anklage auf Anklage gegen den Schuldigen häufte — und daß er schuldig sei? Nicht mit einer Hafer feines Herzens zweifelte er mehr daran, denn zu deutlich prägte sich das in seinen Zügen aus. Und Fränzchen, das arme Fränzchen! Aber war es nicht ein Glück, daß sie noch — man konnte sagen: im letzten Augenblicke — der furch- tbaren Gefahr entgangen, in die Gewalt dieses gewissenlosen Menschen zu fallen?

Mur beschäftigte sich inzwischen vollständig mit der jungen Amerikanerin, die er in jeder Hinsicht zu beruhigen suchte, aber auch bat, jetzt so rasch als möglich in ihr Hotel zurückzukehren. Er versprach ihr dabei, noch heut Abend genauere Nachricht zu bringen, was man in dem Besitze ihres früheren Satten gefunden, damit sie ihre Ansprüche darauf geltend machen könnte. Es sollte ihr ja auch in- dessen hier an nichts fehlen und sie möge ihre Zeit dort drüben, indef Leute, die es gut mit ihr meinten, thätig waren, ruhig abwarten.

Sie ließ sich endlich von Mur nach Hause geleiten; der wilde Lärm urther, das Heraus- und Hereinstürzen von Menschen, deren Sprache sie nicht einmal verstand, machte sie ängstlich, und es gelang auch dem kleinen Manne, sie aus dem Hause zu bringen, ehe man den Verwundeten nach vorn schaffen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

am 12. Januar hat er das in Folge meiner Aufforderung. — Präf.: Hat er sich über Arbeitstücken geäußert? — Zeuge: Einmal sagte er, es giebt bei den Schreibern hier gar keine Arbeit. — Präf.: Der Angeklagte ist doch Schuhmacher? — Zeuge: Er gab sich als Schreiner aus und meldete sich auch als solcher an. — Präf.: Angeklagter, aus welchem Grunde thaten Sie das? — Angell.: Weil ich meine Papiere verloren hatte. — Präf.: Das stimmt nicht, Sie haben sich ja als „Viesle“ angemeldet. — Der Angeklagte schweigt. — Auf weiteres Befragen des Präsidenten belundet noch der Zeuge Kaufst: Der Angeklagte sei am 13. Januar des Morgens fortgegangen und nicht mehr wiedergekommen. — Präf.: Viel Ihnen das auf? — Zeuge: Jawohl, ich habe in Folge dessen, da ich den Angeklagten erwartete, das Zimmer nicht vermietet. — Angell.: Der Zeuge muß sich doch erinnern, daß ich ihm am 13. Januar des Morgens besah und ihm gesagt, daß ich vielleicht nicht mehr wiederkommen werde. — Zeuge: Die Bezahlung erfolgte täglich, ich erinnere mich nicht, daß mir der Angeklagte gesagt, er werde nicht mehr wiederkommen. — Frau Kaufst, das Dienstmädchen Wünsche und auch Kaufst jun. (der Bruder des Erstern) bestätigen im Wesentlichen die Belundungen des Gastwirths Kaufst. Alle diese Zeugen deponiren übereinstimmend: Es sei ihnen aufgefallen, daß der Angeklagte am 13. Januar Abends nicht mehr zurückgekehrt sei. Auf Befragen des Präsidenten bemerkt die Zeugin Wünsche: Sie habe niemals einen Revolver bei dem Angeklagten gesehen. — Präf.: Angeklagter, trugen Sie denn den Revolver immer mit sich umher? — Angell.: Jawohl. — Präf.: Wozu geschah das, hier in Frankfurt ist es doch nicht so unsicher? — Der Angeklagte schweigt. — Dina Camphausen (13 Jahre alt), belundet, gleich ihrer Mutter, einen dem Angeklagten sehr ähnlichen, bartlosen Menschen am 13. Januar, Abends gegen 7 1/2 Uhr, im Sachsenlager, gegenüber der Kumpff'schen Wohnung gesehen zu haben. Ob dieser Mann, der eine seidene Mütze getragen, der Angeklagte gewesen, könne sie mit Bestimmtheit nicht sagen. — Staatsanwalt: Frau Camphausen, die Ermordung des Herrn Polizeirath Kumpff hat doch hier ein ganz unendliches Aufsehen gemacht, weshalb melden Sie sich erst heute mit ihren Wahrnehmungen? — Zeugin: Ich fürchtete mich. — Präf.: Vor wem fürchteten Sie sich? — Zeugin: Ich fürchtete die Rache der Anarchisten. — Schuhmachergefelle Dasing: Ich traf einige Male bei Kaufst mit dem Angeklagten zusammen und spielte mit ihm Karten. Eines Abends besuchte den Viesle ein mir unbekannter Mann, der sich mit Viesle duldte; was dieser Mann mit Viesle gesprochen, konnte ich nicht hören. — Präf.: Angeklagter, was war das für ein Mann? — Angell.: Mir ist kein Mann bekannt, mit dem ich mich in Frankfurt geduldet habe. — Photograph Dinges: Ich kam mehrfach mit Viesle bei Kaufst zusammen. Am 12. Januar Abends habe ich unter dem Tisch Legitimationspapiere, auf den Namen „Viesle“ lautend, gefunden. Ich hob die Papiere auf, vermochte sie aber dem Viesle nicht mehr auszuhändigen, da derselbe am 13. Januar Abends nicht mehr wiederkam. In Folge dessen habe ich die Papiere später der Polizei ausgehändigt. — Präf.: Nun, Viesle, Sie hören, was der Zeuge sagt? — Angell.: Ich habe meine Papiere bereits am 4. Januar verloren, ich habe noch dem Jakob Kaufst gesagt, daß ich meine Papiere verloren habe. — Jakob Kaufst weiß sich einer solchen Aeußerung nicht zu erinnern. — Präf.: Frau Kaufst, ist es möglich, daß Legitimationspapiere, die am 4. Januar unter den Tisch fallen, erst am 12. Januar gefunden werden können? — Zeugin: Das ist nicht möglich, denn unsere Zimmer werden alltäglich gründlich ausgefegt. — Schreiner Helle: Er habe am 12. Januar Abends mit dem Angeklagten bei Kaufst Karten gespielt. — Maschinenhoffer Schmidt: Ich habe mit dem Angeklagten mehrfach bei Kaufst verkehrt; derselbe besah einen kleinen, schmalrandigen Hut und eine Tuchmütze. — Schuhmachermeister Meyer: Ich lernte den Angeklagten bei Kaufst kennen; er gab sich mir gegenüber als Schreiner aus. Aus diesem Grunde ersuchte ich ihn, mir beim Anziehen meiner Wohnung behilflich zu sein. Ich sah jedoch sehr bald ein, daß er mit der Handhabung von Nadeln nicht Bescheid weiß. Eines Tages schalt er, daß er in einem Loche wohnen müsse, während die reichen Müßiggänger in Palästen wohnen. Am 12. Januar, gegen 6 1/2 Uhr Abends, sagte er, er müsse in die Stadt gehen. Ich fragte ihn, ob er in der Stadt Bekanntschaft habe. Er verneinte das mit dem Bemerkten, er habe Wichtiges in der Stadt zu thun. — Präf.: Was hatten Sie in der Stadt für Geschäfte zu besorgen? — Angell.: Ich erinnere mich nicht, zu dem Zeugen die belundete Aeußerung gethan zu haben. — Präf.: Der Zeuge ist Schuhmacher, was hatten Sie für einen Grund, sich als Schreiner auszugeben. Sie behaupten, Sie wollten sich in Frankfurt Arbeit suchen, warum haben Sie den Zeugen nicht gefragt, ob er Arbeit habe? — Angell.: Der Zeuge hatte ja selbst keine Arbeit. — Präf.: Das konnten Sie doch gar nicht wissen? — Angell.: Das weiß ich schon, daß solch kleine Meister entweder überhaupt keine Arbeit haben oder höchstens gegen einen Hungerlohn. Wenn ich nicht in einer großen Werkstatt Arbeit bekommen kann, dann arbeite ich überhaupt nicht, denn für einen Hungerlohn kann ich nicht arbeiten. — Hausdiener Kray: Viesle und Nau haben in der Herberge zur Heimath oftmals mit zwei Männern verkehrt, die nach dem Morde wohl noch wiedergekommen, aber gleich, nachdem Nau verhaftet worden ist, verschwunden sind. — Präf.: Wie sahen diese Leute aus? — Zeuge: Der eine war ein älterer Mensch mit schwarzem Vollbart und kleinem Hut, der andere ein junger, bartloser Mensch mit seidener Mütze. — Präsident: Angeklagter, was waren das für Leute? — Angeklagter: Das weiß ich nicht; in der Herberge zur Heimath verkehrten so viele Leute, daß man unmöglich auf alle Leute sich erinnern kann. — Kray bemerkt im Weiteren: Der Kellner Burkhardt habe ihm gesagt, er habe den Mann mit dem Bart am Tage des Mordes vor dem Polizei-Präsidium stehen sehen. — Kellner Burkhardt bestätigt die letztere Belundung; er habe den Mann gleich für einen Müßiggänger gehalten, er habe ihn nur einmal am Tage vor dem Morde in der Herberge zur Heimath gesehen. — Partikulier Christ: Er wohne Sachsenlager Nr. 1 und habe mehrere Tage vor dem Morde Abends gegen 7 Uhr vor seinem Hause einen Mann stehen sehen, der aber dem Angeklagten keineswegs ähnlich sah. Ihm (Zeugen) sei der Mann verdächtig vorgekommen, da er immer in der dunkelsten Ecke gestanden habe. — Präf.: Soll der Mann vielleicht eines Liebesverhältnisses wegen da gestanden haben? — Zeuge: Das bezweifle ich, denn er sah stets unermüdet nach dem Gärtnerweg hinunter. — Schuhmann Biermann: Einige Tage nach dem Morde habe er den Nau mit einem Menschen, der einen schwarzen Vollbart hatte und einen Ballonhut trug, in der Römergasse in der Nähe des Polizei-Präsidiums gesehen. — Bertheidiger: Ist dem Zeugen vielleicht bekannt, daß im Sachsenlager zur Sicherheit des Polizeirathes Kumpff Beamte postirt waren? — Zeuge: So viel ich weiß, ist das niemals geschehen. — Auf Befragen des Präsidenten belundet Partikulier Christ: Er habe den Mann anfänglich für einen Polizeibeamten, als aber der Mord passirt war, für den Mörder gehalten; jedenfalls habe es auf ihn nicht den Eindruck gemacht, daß der Mann eines Liebesverhältnisses wegen da stehe. — Konditor Schmidt: Am Abend des 13. Januar, etwa 10 Minuten gegen 8 Uhr, sah ich in der Zeit vor dem Café Göthe zwei Leute, der eine ein älterer, der andere ein jüngerer Mann ohne Bart. Der jüngere Mann sagte: Hier haben Leute Maulaffen feil, pugt mich ein bißchen ab, damit man mir nichts ansieht. Der ältere Mann, der den Frankfurter Dialekt sprach, pugt den jüngeren ab. — Präf.: War der jüngere Mann belundet? — Zeuge: Das weiß ich nicht. — Präf.: Sah der jüngere Mann dem Viesle ähnlich? — Zeuge: Das kann ich nicht sagen. — Hauptmann a. D.

von Draberg: Am Abend des 13. Januar gegen 8 1/2 Uhr sah ich auf dem Rain-Redar-Bahnhof zwei Personen in sehr auffallender Weise sich bewegen. Sie sahen wie gut gekleidete Arbeiter aus, gingen mehrfach die nach dem Perron führende Treppe hinauf und herunter und sprachen sehr leise. Plötzlich rief der Eine einen Namen, den ich nicht verstehen konnte und ferner: „Etes vous la!“ In demselben Moment kam ein junger Mann und sagte: „Ce n'était rien aujourd'hui, j'ai attendu jusqu'à neuf heures.“ Mir kamen die Leute sehr verdächtig vor, so daß, als ich von dem Morde des Polizei-Rath Kumpff hörte, der Behörde sofort davon Mittheilung machte. — Präf.: Sah einer dieser Männer vielleicht dem Angeklagten ähnlich? — Zeuge: Nein. — Schüler Stolzenberg (11 Jahre alt): Am Abende des 13. Januar gegen 7 1/2 Uhr habe er im Sachsenlager einen Mann über einen Baum steigen sehen, der Mann sei bedeutend kleiner als der Angeklagte gewesen. — Fräulein Mohr: Sie habe am 13. Januar Abends gegenüber der Kumpff'schen Wohnung zwei verdächtige Männer gesehen, die mit dem Angeklagten jedoch keine Ähnlichkeit haben. — Drohschloßmacher Schwengel: Am 13. Januar Abends gegen 7 Uhr habe er einen Herrn nach dem Café Stein gefahren. Der Mann habe in dem Café mit noch zwei Leuten gesprochen, habe sich mit noch einem Mann in seine Drohschloß gesetzt und sei nach dem Gärtnerweg gefahren. Dort seien beide Herren ausgestiegen, haben ihn längere Zeit warten lassen und alsdann wieder mit ihm nach dem Café Stein gefahren; mit diesen beiden Leuten habe der Angeklagte keine Ähnlichkeit. — Knecht Stiebing, der mit dem Angeklagten längere Zeit in Untersuchungshaft gesessen, belundet: Der Angeklagte habe zu ihm geäußert, er könne höchstens wegen des Schießens mit zwei Jahren Zuchthaus bestraft werden. — Hier tritt gegen 2 Uhr Mittags eine längere Pause ein. — Als die Sitzung gegen 4 Uhr Nachmittags wieder eröffnet wird, herrscht in dem niedrigen Saale eine geradezu unerträgliche Hitze. — Zu bemerken ist noch, daß schon seit gestern früh der Chef der politischen Polizei, Polizeidirektor Krüger (Berlin), den Verhandlungen beiwohnt. — Der zunächst vernommene Oberamtsrichter Lauß (Schwefingen), der den Angeklagten zuerst nach seiner am 19. Januar erfolgten Verhaftung vernommen, belundet: Ihm habe der Angeklagte die Verwundung an seiner Hand als eine Schnittwunde bezeichnet. Im Weiteren bestätigt der Zeuge vollständig die Belundung des Gendarmen Göy. Es sei selbstverständlich, daß sich der Angeklagte, selbst wenn er nur blind geschossen, sich einer bedeutend höheren Strafe ausgesetzt habe, als durch den Umstand, daß er falsche Legitimationspapiere besessen. Dadurch, daß der Angeklagte hinter sich (ich), habe er an Vorsprung verloren. Es sei unmöglich, daß der Angeklagte in die Höhe geschossen. Ob der Angeklagte die Adresse des Franz Ruttmann in Mannheim bei seiner Verhaftung besessen, wisse er (Zeuge) nicht mehr genau. Er habe gehört, daß der Ruttmann nicht ganz sauber sei. — Präf.: Soviel ich weiß, ist Ruttmann aus dem Großherzogthum Baden ausgewiesen. Kriminalkommissar v. Hafe, unmittelbarer Nachfolger des Polizeirath's Dr. Kumpff: Vor etwa 7 Wochen war ich in der Schweiz, nicht direkt der Viesle'schen Sache wegen. Ich hatte jedoch Gelegenheit, aus dem Mitgliedsverzeichnis des Arbeitervereins zu Lauanne zu ersehen, daß „Julian Viesle aus Berlin“ vom 14. Juli bis 5. September 1883 Mitglied des genannten Arbeitervereins gewesen ist. In der Sitzung vom 14. August 1883 wurde Viesle zum Bibliothekar des Vereins gewählt. — Präf.: Was für eine Tendenz hatte dieser Verein? — Zeuge: Der Verein war ein ausgesprochen anarchistischer. In dem Protokollbuch des Vereins heißt es an einer Stelle: „Es ist nun endlich nothwendig, die Sache in die Hand zu nehmen; die Sache muß aber sehr geheim gehalten werden. Es sind zu diesem Zwecke bereits 150 Mk. gesammelt worden, eine Anzahl Genossen wollen noch weitere Sammlungen vornehmen.“ Am 23. Oktober 1883 wurde in einer Versammlung, in welcher der bekannte Anarchist Heilmann präsidirte, zum Abonnement auf den „Rebell“ aufgerufen. Heilmann bemerkte, der „Rebell“ ist unser einziges Vereinsorgan, die Mitglieder mögen sich mithin ein Motto wählen, mittelst dessen sie ihr Abonnement bewirken können. Der „Rebell“ ist ein Blatt vom Schlage der Moskischen „Freiheit“, letzteres sogar noch bisweilen an Kraftausdrücken überbietend. — Präf.: Wo wird der „Rebell“ gedruckt? — Zeuge: Das weiß man nicht; als Druckort wird „Nirgendshaus“ angegeben. Vorsitzender dieses Arbeitervereins war der Schlosser Johann Reitel; ferner gehörten dem Vorstande an die bekannten Anarchisten Ruttmann und Heilmann. Letzterer und Reitel haben sich ihrer Verhaftung durch die Flucht entzogen. — Präf.: Können Sie mir vielleicht sagen, Herr Kommissar, was es mit der Briefkastennotiz in der „Freiheit“ auf sich hat? — Freund K. in L. glücklich angekommen. — Zeuge: Diese Notiz stammt von dem bekannten Anarchisten August Kaufmann, der jetzt in Paris mit der Wittve des Mörders Stellmacher zusammenlebt. Die Notiz bedeutet: „Neue glückliche in London angekommen.“ Neue ist der ehemalige Expedient der „Freiheit“, einer der bekanntesten Anarchisten, der sich viel in Oesterreich und Deutschland umgetrieben hat. — Präsident: Nun, Viesle, was sagen Sie dazu, ich will Ihnen bemerken, daß die Laufanner Polizei dieselben Mittheilungen gemacht hat? — Viesle: Ich bin wohl einmal 3 Tage in Lauanne gewesen gearbeitet habe ich jedoch niemals dort. — Präf.: Bisher haben Sie Gelegenheit, überhaupt niemals in Lauanne gewesen zu sein? — Angell.: Damit meinte ich bloß, ich habe dort nicht gearbeitet, kann mich mithin an der dortigen anarchistischen Bewegung nicht betheiligen? — Präf.: Sie haben doch gehört, was der Herr Kommissar belundet? — Angell.: In dem Protokollbuch steht doch „Julian Viesle aus Berlin“. Ich heiße Julius mit Vornamen und bin nicht aus Berlin, sondern aus Jossen. — Präf.: Jossen, das ganz in der Nähe von Berlin liegt, wird man in Lauanne jedenfalls nicht gekannt haben, deshalb ist geschrieben worden: „aus Berlin.“ — Angeklagter: Ich bin nur einmal 3 Tage in Lauanne gewesen und mit jenem Viesle jedenfalls nicht identisch. — Präf.: Herr Kommissar, wissen Sie, wo Keller ist? — Zeuge: Ich hoffe, es wird uns gelingen, denselben noch bis morgen zur Faust zu bringen. — Es wird nun die kommissarische Vernehmung eines Arbeiters Hafer (Fürth) verlesen, der belundet, daß er einige Tage nach dem Kumpff'schen Morde einen jungen Menschen, den er nicht genau beschreiben könne und der eine böse Hand hatte, in einer Herberge auf der Bergstraße gesehen. — Auf Antrag des Staatsanwalts und Bertheidigers beschließt der Gerichtshof, den Zeugen Nau nicht zu verurtheilen, da dieser verdächtig ist, den Angeklagten begünstigt zu haben. — Alsdann gelangen mehrere Stellen aus dem „Rebell“ und der „Freiheit“ zur Verlesung. In dem „Rebell“ heißt es: „Gestern Abend ist das Polizei-Präsidial-Gebäude in Frankfurt a. M. kurz vor Schluß der Faulsenz-Bude derartig untermittelt worden, daß die ganze Bude wackelte. Leider ist das Attentat nicht gelungen, Polizeirath Kumpff hat auch keinen Schaden genommen, vielleicht gelangt es ein anderes Mal.“ In der „Freiheit“ heißt es: „Der Polizeirath Kumpff ist gestern Abend auf Befehl des anarchistischen Exekutiv-Komitees in Frankfurt hingerichtet worden. Der Thäter ist entwischt. Bravo, Bravissimo. Das nächste Mal mehr.“ — Präf.: Auffallend ist es, daß in der Nummer der „Freiheit“ vom 17. Jan. 1885 sich folgende Briefkastennotiz befindet: „L. in B. Wird es gelingen?“ Angeklagter, es ist das um so auffällender, als Sie Viesle heißen und in Basel wohnen? — Angell. (sehr erregt): Das kann doch aber ebenso gut „Vehmann in Berlin“, Lorenz in Brandenburg und wer weiß noch etwas heißen. — Präf.: In einer weiteren Nummer der „Freiheit“ heißt es: Kumpff ist todt, hingerichtet von den Anarchisten. Wir erklären uns vollständig solidarisch mit unserem Devollmächtigten. Die Polizeihäupten aller Länder zittern, die Dividendengäuner auf der Börse und alle Russen überläuft eine Gänsehaut, sie

bliden mit Schrecken auf die große Zahl der Laternenspähle. Die Arbeiter in den Fabriken, Bergwerken, kurz die Lohnflaven der ganzen Welt jubeln. Genosse Reinsdorf wird noch auf den Stufen des Schaffots laut aufschreien. Die Arbeiter sind in dem Rufe einig: Die Bestie hat es verdient.“ Ferner heißt es: „Die Polizei bietet auf die Ergreifung des Mörders des Polizeirath Kumpff 10 000 Mark, sie zeigt damit, was er ihr werth war. Ohne Zweifel war Kumpff die wichtigste Stütze der heutigen Gesellschaft, der Herrn v. Radai, dem berechnenden Krüger, dem Streber Hüllessem und anderen weit über war. Nun, Kumpff ist noch nicht der letzte, es stehen noch eine ganze Reihe auf der Proskriptionsliste. Die Genossen Stellmacher, Kammerer und Reinsdorf sind noch nicht gerächt. In einem weiteren Artikel heißt es u. a.: Es ist nothwendig, daß solche Genossen zu Thaten verwendet werden, die nicht bekannt sind. Man glaubt, der den Kumpff hingerichtet, sei aus dem Auslande gekommen. Mögen die Polizeihäupten es sich gesagt sein lassen: wir haben in Deutschland noch Leute genug, die auf Befehl des Exekutiv-Komitees sofort berufen sind die Beschlüsse mit aller Promptheit auszuführen. Ferner: „Sonabend, den . . . im Berliner Rathskeller Newyorker Versammlung. Tagesordnung: „Die Hinrichtung des Polizei-Rath Kumpff.“ In einer späteren Nummer der „Freiheit“ heißt es: Genosse Rost hielt in der sehr zahlreich besuchten Versammlung einen mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Hinrichtung Kumpff's. Die Versammlung erklärte sich einstimmig mit dem Volkstheater des Urtheils solidarisch und sprach demselben seine Anerkennung aus. Ferner heißt es: In Hohenheim soll ein Schuhmacher-Gefelle Viesle, als des Nordes gegen Kumpff verdächtig, vorgeladen worden sein. Viesle's eigener Bruder soll ihn denunzirt haben, jedenfalls hat das dieser Kumpff gethan, um sich die Prämie zu verdienen. Die Sozialdemokraten, das muß hier noch einmal ausdrücklich betont werden, haben mit den Anarchisten durchaus keinerlei Gemeinschaft. Diese Menschen wollen nun der Welt glauben machen, daß die Ermordung Kumpff's mit Politik nichts zu thun habe. Die von Wahlreich, Walter und ähnlichen Lumpen redigirte „New-Yorker Volkszeitung“ schreibt: Der Polizeirath Kumpff dürfte von „Louis“ ermordet worden sein. Genüßensverwandte Blätter druden das Geschreibsel nach. Wir erklären wiederholt: Die Hinrichtung Kumpff's ist vom Exekutiv-Komitee nach reiflicher Ermüdung beschloffen und von einem Anarchisten ausgeführt worden. Damit Punktum.“ — Präf.: Nun, Angeklagter, Sie haben die Artikel verlesen gehört, was sagen Sie dazu? — Angell.: Was soll ich dazu sagen? — Präf.: In der „Freiheit“ wird behauptet: Der Mord ist von einem Anarchisten auf Befehl des anarchistischen Exekutiv-Komitees ausgeführt worden, das ist doch ganz wunderbar? — Angell.: Mich wundert das garnicht. — Präf.: Sie wundern sich nicht? — Angell.: Ich kenne ja die Sprache der „Freiheit“, danach wundert es mich garnicht. — Präf.: Angeklagter, Ihr ganzes Verhalten ist aber sehr eigenthümlich? Geben Sie den Herren Geschworenen noch einmal eine genaue Erklärung, wie Sie nach Videnbach gekommen sind? — Angell.: Ich bin am 12. oder 13. Januar Nachmittags nach Videnbach gegangen. — Präf.: Geben Sie zu, dort zwei Briefe geschrieben zu haben? — Angell.: Nein, das bestreite ich. — Präf.: Es haben dies doch aber mehrere Zeugen belundet? — Angell.: Dann haben die Zeugen das erfunden. — Präf.: Geben Sie zu, in Lauanne Mitglied des dortigen Arbeitervereins gewesen zu sein? — Angell.: Das bestreite ich ganz entschieden. — Präf.: Sie haben auch bestritten, Anarchist zu sein? — Angell.: Das bestreite ich noch. Dadurch, daß Jemand die „Freiheit“ lieft, ist er doch noch nicht Anarchist. — Präf.: Das ist richtig. Sie haben aber auch die „Freiheit“ verbreitet? — Angell.: Wenn ich einige Nummern weiter gebe, so ist das noch keine Verbreitung. — Präf.: Wollen Sie uns wenigstens sagen, wo Ihr Koffer geblieben ist? — Angell.: Dann wäre ich schon dumm, Herr Präsident, in dem Koffer habe ich Geld, das will ich nicht verlieren. — Präf.: Sie wissen also, wo der Koffer ist, wollen es uns aber nicht sagen, weil sie befürchten, das Geld könnte Ihnen fortkommen? — Angell.: Ja. — Die Sitzung wird hier gegen 6 1/2 Uhr Abends auf Mittwoch, Vormittags 9 Uhr, vertagt.

Soziales und Arbeiterbewegung.
Der Streik zu Erdmannsdorf in Schlesien nimmt an Bedeutung zu. Von 1170 Arbeitern und Arbeiterinnen befinden sich nur noch 20 in Arbeit. Der Lohn einzelner Weber hat in der That bei äußerster Anstrengung nur 10 M. betragen, während die Mehrzahl sich mit 6 bis 6 M. 50 Pf. begnügen mußte, so daß der Durchschnittslohn 7 M. 60 Pf. wünschentlich betrug. Daraus allein aber geht schon die Berechtigung des Streiks hervor.
Die Tischlergesellen in Chemnitz haben eine Kommission für Lohnbewegung“ eingesetzt. Dieselben unterstützen die streikenden Kollegen in Dresden und Königsberg eifrig und gebeten später selbst direkte Anforderungen an ihre Meister zu stellen.
Tischlerstreik in Kaiserslautern. Die dortigen Tischlergesellen haben beschloffen, am 30. Juni die Arbeit einzustellen. Der Anlaß dazu war das Vorgehen der Meister gegen den von den Gesellen gebildeten „Zachverein“. Die Meister gründeten eine „freie Vereinigung“, und beschloffen, keinen dem Zachverein angehörenden Arbeiter zu beschäftigen, und da dies dadurch Bestätigung fand, daß faktisch solche Arbeiter entlassen wurden, so beschloffen die Gesellen ihrerseits, dem entgegenzutreten und das Recht der Koalitionsfreiheit zu wahren. Da auf zweimalige briefliche Aufforderung an die Meister, die betreffende Ausschließung zurückzunehmen, keine Antwort erfolgte, dieselben auch der Einladung zu der Versammlung behufs Erzielung einer gültigen Beilegung der Angelegenheit keine Folge leisteten, so war der Streik unausweichlich. Wird die gewiß berechtigte Forderung der Arbeiter nicht bewilligt, so wird die weitere Folge die Forderung eines erhöhten Lohnes und Verkürzung der Arbeitszeit sein.
Die Konzentration des Kapitals vollzieht sich immer mehr. Für Deutschland liefert neben der Familie Rothschild hierfür den besten Beweis der Kanonenkönig Krupp und seine Establishments. Die Krupp'schen Werke hatten im Jahre 1860 nur 1764 Arbeiter, 1870 waren 7084 Arbeiter dort beschäftigt und jetzt beträgt die Zahl der Arbeiter über 20 000. zählt man die Frauen und Kinder dazu, so ergiebt sich eine Arbeiterbevölkerung von 65 000 Köpfen. Davon leben circa 29 000 in den sogenannten Arbeiterwohnungen des Herrn Krupp. Die gesammelten Krupp'schen Unternehmungen umfassen die Werkstätten in Essen, drei Eisengruben bei Essen und Bochum, 547 Eisengruben in Deutschland, Minen im nördlichen Spanien in der Nähe von Bilbao, die Samelöfen, den Versuchsbau bei Meppen für Erprobung von Geschützen nebst verschiedenen anderen Anlagen. Der Dampfessel sind 11, der Puddel- und Heizöfen 1542, der Dampfessel 439 und der Dampfmaschinen 450 mit 185 000 Pferdekraften. In Essen allein nehmen die Werke nebst dem Eisenbahnbetriebe 59 Kilometer Eisenbahngeleise mit 88 Lokomotiven, 803 Wagen, 69 Pferde, 191 Drahtseile, ferner 65 Kilometer Telegraphenleitung, 35 Telegraphenstationen und 55 Morse'sche Apparate in Anspruch.
Dividenden und Arbeitslöhne. Während die letzteren durchweg am Sinken sind oder wenigstens gleich bleiben, zahlen verschiedene Gesellschaften trotzdem, oder besser gesagt, gerade deshalb sehr hohe Dividenden. So die „Reichsmünzen Stahlwerke“ 20 Prozent, die „Sächsische Maschinenfabrik“ in Chemnitz 9 Prozent, die „Braunschweigische Zute- und Flachindustrie“ 15 Prozent und die „Gummivarenfabrik Harburg-Wien“ 20 Prozent! „O, welche Lust — Aktionär zu sein!“

— die Brücke erhält wieder einen durchweg neuen Bohlenbelag — wird sogleich die Gertraudenstraße auf beiden Seiten der Brücke mit Wiener Pflaster neu gepflastert. Ganz abgesehen von den bedeutenden Kosten, welche die starke Abnutzung durch den hier bedeutenden Wagenverkehr verursacht, wird der Verkehr durch die fast ununterbrochenen Reparaturen nicht unwesentlich gestört, so daß es Wunder nimmt, warum man nicht schon längst den Bau einer massiv konstruierten Brücke in's Auge gefaßt hat. — Auch die Schleusenbrücke beim Nothen Schloß wird gegenwärtig wieder repariert. Hier werden zum Theil neue Balken, zum Theil neue Bohlen in's Auge gefaßt. — Als drittel im Bunde der in der Renovierung begriffenen Brücken ist die Kottbuser Brücke zu nennen, welche ebenfalls durch einen starken Wagenverkehr vielfacher Ausbesserungen im Jahre unternommen werden muß.

b. So billige Butter wie jetzt haben wir seit langer Zeit nicht gesehen; Butter für 1,20 M. macht schon den Anspruch auf das Prädicat hochfein. Der Grund ist Ueberproduktion. In Folge des Schuges der „nationalen“ Butter haben sich überall Molkerei-Genossenschaften von Gutsbesitzern gebildet, welche alle hochfeine Butter produzieren und die Butterhändler mit Angeboten überschwemmen. Der Bauer buttert fast gar nicht mehr, sondern verkauft seine Milch an die Molkereien, so daß die Mittelbutter zu verschwinden beginnt. Es geht mit der nationalen Butter wie mit dem nationalen Schwein. Alles hat sich auf die Schweineproduktion geworfen und die Folge ist, daß Schweinefleisch billiger ist, als je zuvor, trotz der Abfuhr nach Amerika. Auf dem Berliner Viehmarkt gilt Schweinefleisch 35 Pf. Das Ende muß ein allgemeiner Krach sein, wie wir ihn am Jucker schon erlebt haben.

Die hiesigen Fischer und Fischhändler hat ein harter Schlag getroffen. In der Nacht zum Dienstag sind, wie die „Staatsb.-Ztg.“ mittheilt, die sämtlichen Fische in den Fischkästen in dem Spreetheile von den Dammwäldern stromabwärts erstickt. Der Schaden wird, ganz mäßig geschätzt, auf 60 000 Mark angegeben. Der Grund für das Sterben der Fische soll sein, daß von den Schlägen an den Dammwäldern nur eine einzige gezogen war, die andern aber herabgelassen waren. Dadurch war die Strömung in jenem Spreetheile eine zu geringe, das Wasser stagnierte und wurde durch den massenhaften Zutritt des schmutzigen Regenwassers noch mehr verdorben, so daß dann die Fische darin ums Leben kamen.

Falschmünzer. In letzterer Zeit haben hier und in der Umgegend falsche Einmactstücke kursirt, welche am hiesigen Orte verfertigt und veräußert worden sind. Dieselben sind von Britanniametall, auffallend leichter als die echten und tragen verschiedene Jahreszahlen und Münzzeichen. Um ihnen einen besseren Klang zu geben, haben die Verfertiger etwas Goldstaub der Masse hinzugefügt. Die hiesige Kriminalpolizei hat gestern zwei Personen verhaftet, von denen die eine der Anfertigung, die andere der Veräußerung und Verbreitung verdächtigt ist. Bei Durchsuchung der betreffenden Wohnung fand man einen Schmelztiegel mit Resten von flüssig gewesenen Metall, einen Theil Gips und einige Falschstücke.

Eine Anzahl von Barbiergehäften schließt jetzt während der Sommermonate nicht, wie dies vielseitig geschieht, an Sonn- und Festtagen um 6 Uhr Nachmittags, sondern Montag Nachmittags von 2 Uhr ab, weil dann weniger zu thun ist, als an Sonntagen.

Der Brand in dem Etablissement von Anton und Alfred Lehmann zu Nieder-Schönweide hat leider zur Folge gehabt, daß die Fabrik bis auf Weiteres geschlossen werden mußte und so mehrere hundert Arbeiter verdienstlos geworden sind. Ein Weiterarbeiten ist vor der Hand nicht möglich, da die Webstühle zum Theil zerstört sind, auch die Transmissionen bei dem Feuer nicht unerhebliche Beschädigungen erlitten haben.

Der 19 Jahre alte Sohn eines Schneidermeisters in der Charlottenstraße, welcher schon seit Jahren an der Schwinducht leidet, war vor mehreren Monaten nach einer 8 Meilen von Berlin entfernten Heilanstalt gebracht worden, um dort Linderung seiner Krankheit zu suchen. Da diese jedoch trotz der sorgsamsten Pflege nicht eintrat, so beschloßen die Eltern des jungen Mannes, ihren Sohn wieder nach Berlin zu bringen. Auf der vorgestern Vormittag erfolgten Herfahrt wurde der kranke Patient im Eisenbahnkoupée plötzlich unwohl und ehe wenige Minuten verfloßen waren, war der Bedauernswerthe eine Leiche. Da die Mitreisenden gegen einen weiteren Aufenthalt in dem Koupée protestirten, so mußte die Leiche auf einer Station kurz vor Berlin herausgeschafft werden. Später wurde ein Sarg geholt, in diesen die Leiche gelegt und so erfolgte denn deren Transport mit einem Güterzuge nach Berlin.

Eine äußerst heftige Explosion, die mit der lebensgefährlichen Verletzung eines Menschen verbunden war, fand Dienstag Abend, gegen 6 Uhr, in dem benachbarten Weigensee statt. In den Souterrain-Kämmlichkeiten des Hauses Elsäfferstr. 1, Ecke der Königs-Chaussee, befand sich dort die Zündwaarenfabrik einer Wittwe Lange, die sich fast ausschließ-

lich mit der Herstellung sogenannter Amorcees beschäftigt. Einer der Arbeiter, mit Namen Otto Preuß, der schon mehrere Jahre in der genannten Fabrik beschäftigt ist, hatte sich um die angegebene Zeit in einen Keller, in dem sich die Zündwaaren befanden, begeben, angeblich, um Kleister zu holen. Hier fand derselbe einen größeren Behälter, in dem, wie sich später herausstellte, Zündmasse, eine Mischung von Kali chloricum und getrocknetem Phosphor befand, und den er durch Umrühren auf seinen Inhalt zu untersuchen sich bemühte. Hierbei erfolgte plötzlich eine mit einem lauten Knall verbundene, äußerst heftige Explosion. Preuß wurde durch den Luftdruck zu Boden geschleudert und erlitt durch die umherfliegenden Theile des Behälters anscheinend schwere Verletzungen im Gesicht und am Kopf, während am linken Fuß das Fleisch bis auf den Knochen auseinandergerissen wurde; andererseits wurden auch an dem Mauerwerk in dem Raum nicht unerhebliche Beschädigungen angerichtet. Daß ohnmächtig vor Schmerz und Blutverlust wurde Preuß von herbeieilenden Hausbewohnern aus dem Raum herausgetragen und von dem schnell hinzugerufenen Arzte verbunden. Der Verunglückte wurde noch am Abend mittels eines telegraphisch requirirten Krankenwagens in ein Berliner Krankenhaus geschafft.

Der wegen Raubmordes vom Landgericht zu Altona steckbrieflich verfolgte Klemnergeselle Karl Ostrowski ist nach den Ermittlungen der hiesigen Kriminalpolizei am jüngsten Sontagabend hier gesehen worden. Er ist mit einem seiner Bekannten in einem Kellerlokale der Belle-Alliancestraße, an der Ecke der Bergmannstraße, zusammengetroffen, hatte einen Paß auf den Namen Linke bei sich und soll geäußert haben, nach Halle reisen zu wollen, auch war er im Besitz zweier sechs-läufiger Revolver. Das auffallendste Kennzeichen des Ostrowski ist sein sich bäugiges Aussehen, welches von trockenen am ganzen Körper verbreiteten Flechten herrührt.

Gestern wurde eine Frau verhaftet, welche unter verschiedenen Namen Hotellschwindeleien verübt hat. In einem Hotel gab sie sich als eine Metzgerin Alara Meyer aus Dramburg in Pommern, in einem zweiten als eine Hauptmannswitwe Siebert aus Magdeburg aus. An beiden Stellen gab sie vor, die Ankunft ihrer Tochter zu erwarten und entfernte sich heimlich, ohne ihre Hotelrechnung zu bezahlen. Gestern trat ein Dienstmädchen des einen Hotels, in welchem die Frau logirt hatte, dieselbe zufällig auf der Straße und veranlaßte ihre Festnahme.

B. Ertrunken. Eine trauervolle Uebertragung wurde gestern dem Arbeiter B. zu Theil, als er von Berlin nach Wannsee wandernd, seinen daselbst in Kost gegebenen kleinen 8-jährigen Sohn besuchen wollte. Derselbe hatte sich in einem in der Nähe des Bahnhofes befindlichen Teich baden wollen und war hierbei umgelommen. Obgleich der Verkehr hier ein sehr reger, so hatte doch Niemand das Kind bemerkt.

Tod während der Chloroform-Narkose. Die junge, blühende Frau eines hiesigen Bäckermeisters hatte sich einer Operation zu unterziehen. Der operirende Arzt chloroformirte die Frau, doch hatte er, ehe er zur Operation schreiten konnte, nunmehr eine Leiche vor sich. Alle Wiederbelebungsversuche waren erfolglos.

Polizei-Bericht. Am 29. v. M. Nachmittags fiel von dem Giebel an der Vorderfront des dreistöckigen Hauses Gartenstraße 67 ein in Folge des vorangegangenen Regens lose gewordenes Kieselherab und traf den in diesem Hause wohnhaften Handelsmann Ritschle so unglücklich, daß er außer einer Verletzung der linken Schulter eine bedeutende Verletzung am Kopfe erlitt. — Am 30. v. M. Nachmittags stürzte der auf dem Neubau Brunnenstr. 86 beschäftigte Zimmermann Fechner beim Umlegen eines Kieselbodes von einer etwa fünf Meter hohen Mauer herab und erlitt dabei einen Bruch des rechten Oberarmes. Er wurde mittelst Droschke nach dem Lazarus-Krankenhaus gebracht. — An demselben Tage Abends entstand Neue Grünstraße 52a in der Waschküche dadurch Feuer, daß ein mit Hobelspänen angefüllter Sack sich durch die Hitze der Maschine entzündete. Das Feuer wurde noch vor dem Eintreffen der Feuerwehr gelöscht.

Gerichts-Zeitung.

Ein durch das Zusammentreffen verschiedener ungünstiger Verhältnisse herbeigeführter schwerer Unglücksfall, dem ein Menschenleben zum Opfer gefallen ist, beschäftigt gestern die erste Strafkammer hiesigen Landgerichts I. Als Beschuldigter nimmt auf der Anklagebank der Bierfahrer Karl Gutsche Platz, dem vorgeworfen wird, durch seine mit Uebertretung der Gewerbspolizei begangene Fahrlässigkeit den Tod des Rutschers Sebastian Gebhardt verursacht zu haben. Nach der Anklage soll Gutsche mit seinem Wagen auf der linken Seite der Ritterstraße gefahren sein, dadurch den Verstorbenen gestreift und zu Falle gebracht haben. Aus dem Beweisergebniß wurde aber der nachfolgende Sachverhalt ermittelt. Der Angeklagte kam am Nachmittag des 25. April cr. im langsamen Trab von der Alexandrinen- nach der Alten Jakobstraße die Ritterstraße entlang gefahren, als plötzlich aus dem Hause Nr. 44 ein mit Schutz-

schwer beladenen Arbeitswagen von dem Rutscher Gebhardt an der Deichsel herausgezogen wurde, während einige Arbeiter den Wagen von hinten nachschoben. Der Angeklagte rühte seine Pferde nach links herum und brachte sein Fuhrwerk zum Stehen. In diesem Augenblick wurde der Wagen vom Trottoir heruntergeschoben, wobei durch den plötzlichen Ausbruch Gebhardt einen heftigen Stoß von seiner eigenen Deichselstange erhielt und nach der anderen Straßenseite vor das Haus Nr. 79 geschleudert ward. Diese Stelle passirte gerade ein von dem Rutscher Schwarz geführter Arbeitswagen, dessen Räder über den Reumsten hinweggingen und ihn derartig verletzten, daß der Tod kurze Zeit darauf eintrat. Bei dieser Sachlage waren alle Faktoren der Ansicht, daß dem Angeklagten nicht die geringste Schuld an dem Unglücksfall treffe, und wurde derselbe daher freigesprochen.

P. Auf dem Bahnhof zu Friedrichshagen fand am 18. Januar d. J., Abends 10¹/₂ Uhr eine tumultuarische Szene statt, welche einen Beweis dafür liefert, wie schwer den Eisenbahn-Beamten die Erfüllung ihrer eiserne Pflichten mitunter gemacht wird. Ueberwiegend sind es zumeist die „guten Leute aus der Provinz“, die mit ihrer ängstlichen Ungeduld, den Anschluß zu erreichen, das Bahn-Personal fast zur Verzweiflung treiben; es bedarf nur eines Hinweises auf die Ursachen der traurigen stetigen Katastrophe. Daß aber die auf Schutz des Publikums gerichteten Bemühungen der Betriebs-Beamten mit regelrechter „Keile“ vergolten werden, ist wohl etwas Neues nach dieser Richtung hin. Eine Anzahl Köppler Einwohner fand am obengenannten Tage, von einem verunglückten Widnik zurückkehrend, am Ende der Dorfstraße in Friedrichshagen den Uebergang über das Bahn-Planum nach dem jenseits belegenen Stations-Gebäude durch die Barrieren verschlossen. In dem bei der herrschenden Winterkälte gerechtfertigten Verlangen, die heimischen Gestade der spreumgärteten Inselstadt zu erreichen, ließen die guten Köppler nun ihrem Unwillen über das unerwartete Hinderniß freien Lauf. Die Tröstesworte des Bahn-Wärters Lipowsky, daß die Barriere sofort nach dem Passiren des erwarteten Güterzuges geöffnet würde, versingen nicht. Einer der Köppler, der Maurer Otto Hargesheim, versuchte die Barriere zu öffnen und als er hieran von Lipowsky verhindert wurde, überhäufte er den Letzteren mit Schimpfreden und Drohungen, denen er alsbald die That folgen ließ indem er den Bahnwärter vor dem Stations-Bureau thätlich angriff. Die Intervention des Stations-Vorstehers hatte zur Folge, daß nunmehr 15 Mann gegen diesen und zwei andere Beamte Front machten und zum thätlichen Angriff übergingen, als sie aufgefordert worden waren, den Perron zu verlassen. Dem Stations-Vorsteher wurde bei der stattgefundenen Prügelei der Dienst-Kod zerissen und die assistirenden Beamten mehr oder weniger verletzt. Erst das Erscheinen eines Gendarmen-Wachmeisters vermochte weitere Exzesse zu verhindern. Wegen Beamten-beleidigung, Körperverletzung und Widerstandes gegen die Staatsgewalt war daraufhin der obengenannte Maurer Hargesheim zu 5 Wochen Gefängniß vom Köppler Schöffengericht verurtheilt worden; zwei andere bei der Affaire miterbelassene Teilnehmer waren mit nur geringen Geldstrafen davongekommen. Während die Letzteren sich bei der erkannten Strafe beruhigten, legte dagegen der Hargesheim das Rechtsmittel der Berufung ein. Der 2. Strafkammer des Landgerichts II unterlag die Sache zur nochmaligen Entscheidung. Auf Grund der wiederholten Beweisaufnahme erachtete der Staatsanwalt, der Darstellung des Angeklagten entgegen, daß die Beamten bei dem Vorfall sich äußerst maßvoll verhalten; in einem derartigen Falle wie der vorliegende, sei es nur zu bedauern, daß nicht über das in erster Instanz festgesetzte Strafmaß hinausgegangen und auf eine höhere Strafe erkannt werden könne. Das Urtheil lautete unter Verwerfung der Berufung auf Bestätigung des ersten Urtheils.

Einen eigenthümlichen Fall von grobem Unfug hatte gestern die 95. Abteilung hiesigen Schöffengerichts zu verhandeln. In der Nacht zum 1. Mai cr. wachte der im Hause Louisenstr. 17 wohnhafte Kaufmann Joseph Goldschmidt in Folge einer aus dem Schornstein des Hofgrundstücks hervorlodenden hellen Flamme mit nachfolgendem starken Qualm aus dem Schlafe auf und wurde von seiner krank im Bette liegenden Ehefrau aufgefordert, sich schleunigst anzufleiden und auf dem Polizeibureau Feuer zu melden. Unten an der Hausthür begegnete Goldschmidt dem Hauswirthe, dem er seine Absicht mittheilte und welcher erklärte, es sei gut, dann brauche er ja nicht Meldung zu machen. Als er auf die Wache kam, wurde ihm erzählt, daß bereits ein anderer Mann kurz vorher das Feuer gemeldet habe. Die Feuerwehr wurde alarmirt, erschien und fand, daß nur eine einfache Väterlohe vorhanden gewesen wäre. Auf Veranlassung des Chefs der grundlos alarmirten Feuerwehr Brandinspektor Mallide und auf eine Aussage des Nachtwächters hin wurde Goldschmidt wegen groben Unfugs durch unbefugte Feuermeldung denunzirt und unter Anklage gestellt. An den Nachtwächter waren nämlich in jener Nacht mehrere Männer mit der Mittheilung

Blage sitzt. Wer diese zwei Minuten versäumt, bleibt einfach draußen.

Stehend senken sich die Strahlen der bleich und bleiern aussehenden Sonne auf den Scheitel, der eilig vorwärtshastenden Menschenmenge. Plötzlich fesselt eine graziose Gestalt unter der Menge meinen Blick. Wirklich, sie ist es! nämlich das Mädchen, das ich heute Morgen bei Verrichtung ihrer Toilette beobachtet, und mit welchem ich mich den ganzen Vormittag im Geiste beschäftigt hatte. Ich sehe, wie sie sich ein Stückchen Käse und einige Früchte kauft, dann sucht auch sie den Sonnenstrahlen so schnell wie möglich zu entfliehen.

„Also für einen Franken und 50 Centimes arbeitet sie den ganzen Tag in der Fabrik,“ seufzte ich schwer.

Als kundige Hausfrau machte ich schnell ein kleines Rechenexempel und stand vor einem Räthsel. Unmöglich konnte dieser Verdienst ausreichen oder gar noch den Luxus von Käse und Früchten gestatten. Wo bleibt außerdem Garderobe und Miete?? Räthsel über Räthsel.

Das Mädchen hat augenblicklich mein ganzes Denken für sich in Anspruch genommen. Ich habe auch den ganzen Nachmittag an sie denken müssen, und habe dabei immer gerechnet. Je emsiger ich aber zählte und rechnete, desto unentwerbarer erschien mir das Räthsel, mit einem Franken fünfzig Centimes hier in Paris zu existiren. — —

Endlich war die Sonne an dem farblosen Horizont hinabgesunken. Die Hitze hatte sich trotzdem nicht vermindert; dieselbe schwüle Atmosphäre wie am Tage lagerte erdrückend auf der gewaltigen Hauptstadt. Die Menschen flüchteten aus den engen Stuben hinaus auf die Straße. Auch ich begab mich hinunter. Ich sah kleine Gruppen von Leuten beisammen stehen und prüfend empor blicken. Mein Auge folgte ihren Blicken, jedoch gewahrte ich nichts außer gewöhnliches, obgleich etwas Unheilvolles, Unsauberes die schwüle Luft gefchwängert zu haben schien. Der Himmel war grau und abschahl wie am Tage, kein leuchtendes Gestirn funkelte beruhigend, friedverheißend auf die dorrende Erde.

Die Dahinwandelnden bewegten sich automatenhaft. Ich selbst kam mir wie eine wandelnde Statue vor. Eine wohlklingende Stimme ließ mich plötzlich umblicken; in meiner unmittelbaren Nähe stand eine schlanke, dunkle Mädchen-

gestalt und bot ihren Körper einem jungen Mann mit fahlen Zügen, in blauer Blause, an. Ich hielt meinen Schritt an, entsetzt starrte ich auf das Mädchen. Zum dritten Male sah ich sie heute wieder.

Der Mann war stehen geblieben und fragte nach dem Preise für das in Aussicht gestellte Vergnügen. „Einen Frank!“ Er lachte spöttlich: „Für fünfzig Centimes habe ich Vergnügen so viel ich will.“

Mit einer unnachahmlich stolzen Bewegung warf das Mädchen ihr Haupt in den Nacken und wandte sich. Ich sah in ihr Anitz. Es war unschön verzerrt. Hunger grinst aus den tiefgeschwarten mit dunklen Ringen umgebenen Augen, um den halbgeöffneten Mund zuckte ein herbes, abschreckendes Lächeln, gemischt mit belebigtem Stolz und sich selbstverachtender Verzweiflung. Eine eisige Kälte durchschauerte mich bei ihrem Anblick. Aber schon lehrte sie sich wieder um. Kurz entschlossen legte sie ihre Hand auf den Arm des langsam weiterschreitenden Mannes. Noch wenige Worte, welche ich nicht verstand, und sie schlug in seiner Begleitung den Weg nach ihrer Wohnung ein.

Ein unsäglich bitteres Gefühl hatte sich meiner bemächtigt; es schnürte mir das Herz zusammen und erschwerte das Athmen. Ich haßte und verabscheute die Menschheit in diesem Augenblick und flüchtete, mich gleichsam vor ihr verbergend, nach meinem Stübchen.

Reuend war ich die fünf Treppen empor gestiegen. Ich zog die Fenstervorhänge dicht zu, um von drüben nichts zu sehen und zu hören. Fieberheiß jagte mein Blut vom Kopf nach dem Herzen und vom Herzen nach dem Kopf, meine Gedanken mit entsetzlichen Bildern marternd. Erschöpft, fieberkrank warf ich mich auf das Bett, den Kopf in die Kissen verbergend. Krank — krank die Gesellschaft — die Erde — und ich, krank und matt zum Sterben.

Ein wilder, schrecklicher Traum umfing meine Sinne, nach dieser unnatürlichen Aufregung. Ich befand mich über einem unermesslich weiten Raum. Tief unter mir wogte und gährete es mit gigantischer Kraft. Dunkle Rauchmassen wibbelten empor, sie zerrißen und gewährten mir den Anblick eines entsetzlichen, mir unvergleichlichen Bildes. Endlose Völkerschaaren wogten im wild entsetzten Kampf durcheinander. Auf der einen Seite ein unabsehbares Truppenheer, auf der anderen bleiche, rauchgeschwärtzte Gestalten im Arbeitsittel,

in der blauen Blause. Und da sah ich das junge Mädchen zum vierten Male. In blutbespritzten Fegen hing die nothdürftige Kleidung um den schönen Leib. Fessellos waltete das glänzende Haar. Aus dem bleichen Gesicht glühten unheimlich die tiefgeschwarten Augen. Um den halbgeöffneten Mund lagerte derselbe Zug, den ich am Abend gesehen: verletzter Stolz, todesverachtende Verzweiflung. In jeder ihrer Bewegungen eine Alles hinstanzende Entschlossenheit. Krampfhaft umspannten ihre kleinen Hände das Gewehr. Sie lud und feuerte unverdrossen. Ihr zur Seite sah ich den jungen Mann mit den fahlen Zügen, in der blauen Blause. Sie kämpften nebeneinander, ihre Herzen durchglüht von dem gemeinsamen Verlangen: siegen oder sterben, Untergang oder eine menschenwürdige Existenz. Doch trotz verzweifelter, todesmüthiger Anstrengung sah ich die nach Freiheit ringenden Kämpfer unterliegen. Es wurden ihrer immer weniger, die Leichen thürmten sich erschreckend. Schon sah ich die todesbringenden Waffen auf das Mädchen gerichtet. Wahnsinniger Schmerz durchzuckte mein Herz. Dieser heilige Augenblick hatte das um ihre menschlichen Rechte kämpfende Mädchen mit mir eng verbunden. Ich mußte sie retten, retten — oder mit ihr untergehen. Der endlos weite Raum war vergessen. In meiner Todesangst um sie machte ich eine verzweifelte Anstrengung. Ein Schrei, ein dumpfer Fall, und mein entsehnstarrer Blick bohrte sich in das Dunkel meines Stübchens. Ich lag am Fußboden. Augenschweiß perlte von meiner Stirn. Ich raffte mich auf und stürzte zum Fenster. Hastig, als gälte es Jemand vom Tode zu retten, riß ich die Vorhänge auseinander und schaute hinüber. Ein matter Lichtstrahl drang von drüben durch die geschlossenen Fenster. Laut und vernehmlich kündete eine Uhr mit ehernem Schlag die erste Stunde. Die Nacht sah rabenschwarz aus. Ich neigte mein Haupt weit hinaus; ein kühler Windstoß umfing meine pochenden Schläfe. Gleich darauf durchzuckte ein greller Blitz das tiefdunkle Firmament, ein rollender Donnererschlag machte mein Herz erbeben. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag folgte jetzt; kein dumpfes Rauschen, gleich einem wogenden Kampfe, ging durch die aufgeregte Natur.

Ich athmete auf. Mit wilder Lust bot ich meine heiße Stirne dem heranstürmenden Winde dar. — Ah, wie that es so wohl — das reinigende, erlösende Gewitter. — —

von dem Brande und der Frage, wo das nächste Meldebureau ist, heranzutreten und erhielten den Bescheid, daß sie die Sache gehen lassen sollten, da es sich höchst wahrscheinlich nur um eine öfter vorkommende Bäderlohe handle. Einer dieser Herren rannte aber weiter. Die Behörde nahm nun an, daß der Angestellte zu denjenigen Personen gehörte, welche von dem Wächter von der wahren Sachlage benachrichtigt worden sei. Der Gerichtshof folgte den Ausführungen des Amtsanwalts und des Dr. F. Friedmann, daß der Angestellte selbst dann, was aber unermessen ist, wenn er vom Wächter anders informiert ist, berechtigt gewesen sei, Feuer zu melden, weil er von der Gefahr überzeugt war.

In dem Privatlage-Prozess des Fabrikbesizers Schmidt zu Elberfeld gegen den Hofprediger Stöder ist die Nachricht beim Gericht eingegangen, daß der Beschuldigte und Wiederkläger den ihm zur Zahlung aufgegebenen Vorschlag von 300 M. bei der Gerichtskasse eingezahlt hat. Es wird nunmehr der neue Termin anberaumt werden, der noch vor Beginn der Ferien stattfinden soll.

Die Ermordung des Polizeirath Rumpff vor dem Schwurgericht.

(Fortsetzung.)

Frankfurt a. M., 1. Juli.

Dritter Tag der Verhandlung.

Die heutige Sitzung beginnt mit der Vernehmung des Schneiders Drausch. Derselbe war im vergangenen Winter zu Mannheim in Arbeit und will dort einen gewissen Vollen kennen gelernt haben, der ihm bekannt habe, der Mörder Rumpff zu sein. Er habe ihm auch das Messer und einen Revolver gezeigt. Präsi.: Was war dieser Mensch? Zeuge: Er war wohl ein Louis, denn er trieb sich stets mit Frauenzimmer herum. — Präsi.: Wie lautete das Geständnis, welches er Ihnen machte? — Zeuge: Er sagte mir, er hätte den Rumpff erschossen, und hat mir auch ein Messer und den geladenen Revolver gezeigt. — Präsi.: Warum haben Sie das nicht schon längst angezeigt? — Zeuge: Ich habe zuerst gedacht, er uzt mich, und dann habe ich ihm auch einen Schwur leisten müssen. — Präsi.: Wie lautet derselbe? — Zeuge: „Ich mach Dir einen heiligen Schwur, ich werde Niemandem nichts sagen.“ — Präsi.: Na, wenn Sie in dieser Form geschworen haben, können Sie Alles sagen. — Zeuge erzählt nun, daß ihm Vollen das betreffende Geständnis auf einem Spaziergange gemacht habe; Zeuge erkennt einen ihm vorgelegten kleinen Taschenrevolver und ein Messer als das, welches ihm Vollen gezeigt. Nun wird Vollen dem Drausch eben in dieser Weise beschuldigt, aufgerufen. Derselbe behauptet, Optiker zu sein und bis zum 7. Februar in Voggenheim in Arbeit gestanden zu haben. — Präsi.: Haben Sie mit Drausch über den Rumpffschen Mord gesprochen? — Zeuge: Jawohl, als ich mit ihm spazieren ging. — Präsi.: Nun, legten Sie ihm nicht ein Bekenntnis ab? — Zeuge: Ja, Herr Präsident. Sehen Sie, der Drausch ist ein zu dummer Kerl! Da hab' ich mir 'n Duz mit ihm gemacht und gefragt: Du, möchtest Du mich verrathen, wenn ich der Mörder wäre? Da sagte er: Nein, das thue ich nicht. Darauf sagte ich: Schau, ich bin's gewesen, ich gebe Dir 3000 M., wenn Du schwörst, Niemandem nichts zu sagen. Da schwor er. Als ich ihn aber fragte: „Du, wenn Du mit der Anzeige über 10 000 M. verdienen kannst, wirst Du doch auch nichts sagen?“ da schwieg er und blieb dann ganz stille. — Der Verteidiger protestirt gegen die Vernehmung des Vollen. Beide Zeugen werden aber vereidigt. — Es folgen nun die Aussagen der kommissarisch vernommenen Zeugen in der Schweiz, zunächst der beiden Schuhmachermeister in Basel, bei denen Viesle gearbeitet hatte. Beide bekunden, daß Viesle keine Crispamine gemacht, sondern seinen Lohn stets aufgebracht habe. Andere Zeugenaussagen konstatiren, daß Viesle dort seine anarchistische Gesinnung offen zur Schau getragen habe. (Es muß bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß die Zeugenaussagen, die meist mit ganz leiser Stimme gemacht werden, im Auditorium und an den Tischen der Berichterstatter sehr schwer, oft gar nicht verständlich sind.) Es gelangen nun noch einige Stellen aus Nummern der „Freiheit“ zur Verlesung, worin Viesle immer als „Genosse“ bezeichnet wird. Hiermit ist die Beweisaufnahme geschlossen. — Es ergreift das Wort der Staatsanwalt Frehe: Ein hochgeachteter braver Beamter ist unter dem Dolche eines Anarchisten gefallen. Er fiel einer Verleumdung zum Opfer, deren Theilnehmer leider für uns nicht erreichbar sind, da sie unter dem Anstand eines anderen Staates leben. Aber unterdrücken wir hier die Gefühle des Abcheues gegen diese organisirte Mörderbande mit Bezug auf den hier Angeklagten. Es kann hier nicht der Gesichtspunkt Geltung erlangen, ein Beispiel zu statuiren, sondern der Gerechtigkeit Genüge zu leisten; darum prüfen wir ohne alle Vorurtheile, mit ganz kühnem Blut, ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit des Angeklagten zu einer hier gekennzeichneten, auf Umsturz alles Bestehenden sinnenden Gesellschaft. Was nun die Schuldfrage betrifft, so ist die Schuld des Angeklagten, den Polizeirath Dr. Rumpff mit Vorlag getödtet zu haben, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt völlig erwiesen. Viesle hat sich von vornherein auf das Leugnen von Thatsachen verlegt, die er, wenn er unschuldig wäre, gar nicht zu leugnen oder zu verschweigen nöthig hätte. Schon darin dokumentirt sich sein Schuldbewußtsein. Er ging aber auch von vornherein mit der Absicht um, die Behörde bei ihren Nachforschungen irre zu führen, indem er nämlich die Papiere des Nau erwarb. Er ging nach vollführtem Mord sofort aus Frankfurt, er schaute sich, in das bisher von ihm benutzte Gasthaus zurückzukehren, da er dachte, die Polizei könne ihm auf den Fersen sein. In finsterner Nacht, bei einem Wetter, wo Niemand ohne die zwingendsten Gründe das Haus verläßt, lief er aus Frankfurt hinaus und ließ sich nicht einmal die Zeit, die Wunde, welche er sich selbst mit dem Messer zugefügt hatte, zu verbinden. Es ist erwiesen, daß er mit noch ganz frischer Schnittwunde in Zwingenberg ankam und sich dort erst verbinden ließ. Er handelte als Werkzeug einer Mörderbande, welche die Ermordung des pflichtgetreuen Beamten beschlossen hatte, einen Mord, den sie recht bezeichnend mit dem Worte „Hinrichtung“ bezeichnet hat. Schon von Basel aus dokumentirt sich die Absicht des Viesle, den Mord auszuführen. Er ging von dort nicht fort, um Arbeit zu suchen, er ging nach Frankfurt, um seinem Opfer auszulauern. Niemand hat er hier Arbeit gesucht. Sein ganzes Sinnen war auf die Ausführung des Mordplans gerichtet, und zu diesem Zweck nahm er seine letzten Mittel in Anspruch, verlegte auch seine Uhr. Er wußte allerdings, daß er Hintermänner habe, die ihn auf alle Fälle unterstützen würden. Diese Genossen traten denn auch in der Weise ein, daß sie den Koffer, den Viesle in Basel verpackt hatte, einlösten und diesen, nachdem er Frankfurt verlassen hatte, mit Geld versorgten. Als Viesle von hier fortging, hatte er kein Geld, er mußte sich sogar einige Tage durchbehelfen. Da, nachdem er unterwegs zwei Briefe abgehandelt hatte, änderten sich seine Umstände, denn man fand bei seiner Verhaftung noch über 13 Mark vor. Er hatte ein neues Portemonnaie, welches er früher nie besessen, auch einen neuen Hut. Viesle ersieht auch aus vielen anderen Rücksichten schuldig des vorläufigen Mordes. Zahlreiche Zeugen bekunden, daß Viesle den Aufschrei des Dr. Rumpff eifrig nachgepöbelt und ihm aufgefauert habe. Nau und Hüber bekunden, daß Viesle ihnen sogar direkte Andeutungen vom geplanten Mord gemacht hat. Wenn der Zeuge Nau auch den Eindruck macht, daß er vielleicht noch mehr vom Mord weiß, als er hier ausgesagt hat, so ist doch durch nichts der Beweis erbracht, daß er in den hier gemachten Aussagen Unwahrheiten vorgebracht hat. Der Mord ist mit einem Instrument vollführt, dessen Spuren auf ein Schustermesser hinweisen; Viesle aber ist Schuhmacher. Er

ist wiederholt in der Straße „Sachsenlager“ gesehen worden, und zwar unter den verdächtigsten Umständen und auch am Abend des Mordes. Er lauerete dem Dr. Rumpff auf, stieß mit der rechten Hand und griff mit der linken Hand nach seinem Opfer. Dies ist die natürlichste Erklärung für die Situation, für die Schnittwunde an der Hand, dieses Rainszeichens des Mörders. Betrachten wir nun die von der Verteidigung angeführten oder in Vorschlag gebrachten Entlastungsbeweise. Der Zeuge Privatier Ernst kann, wie dies bei andern Entlastungszeugen der Fall ist, seine Aufmerksamkeit nur auf harmlose Spaziergänger gerichtet haben. Die Aussagen aller anderen Entlastungszeugen beziehen sich nur auf Vorgänge, die mit dem Verbrechen in gar keinem Konnex zu stehen brauchen. Wenn Viesle wirklich unschuldig wäre, so wäre er wohl am besten im Stande gewesen, Entlastungsbeweise für sich herbeizubringen; ist er das aber im Stande gewesen? In seiner Beziehung hat er sich zu entlasten vermocht, er konnte nirgends einen positiven Beweis für seine Unschuld beibringen. Sein Leugnen der an sich harmlosesten Thatsachen verräth die Angst, daß durch irgend ein Zugeständnis seinerseits die Wahrheit an den Tag kommen würde. Dieses Schuldbewußtsein ist auch hier mehrfach direkt und drastisch zum Vorschein gekommen. Sein Satz ist: „Beweist mir den Mord, ich brauche nichts für meine Unschuld anzuführen!“ Nun, auch dieser Beweis ist eskalant geführt worden. Es ist erwiesen, daß er den Mord geplant, vollführt und versucht hatte, dessen Spur zu verwischen und sich der Rache des idischen Richters zu entziehen. Die Motive zu dem Mord sind in der Zugehörigkeit des Angeklagten zu den Anarchisten zu suchen. Er war das Werkzeug einer im Finstern schleichenden Mörderbande, die ihn schon längst zu den Ihrigen zählte, an deren den Mord predigenden Grundsätzen er mit Fanatismus hing. Er war der Mörder, es bleibt eine andere Annahme nicht übrig. Wir ständen andernfalls vor einem unlöslichen Räthsel. Ich kann der Lage der Sache nach nur das Schuldig gegen den Angeklagten beantragen.

Verteidiger Rechtsanwalt Dr. Fester: Meine Herren Geschworenen. Ich bitte Sie, sich nicht vom Gesichtspunkte der Wahrscheinlichkeit beeinflussen zu lassen und auch nicht auf die vom Herrn Staatsanwalt gestellte Behauptung, daß man, wenn man die Schuld Viesle's nicht anerkenne, vor einem unlöslichen Räthsel stünde. Ich bitte Sie auch, die Frage der Parteistellung nicht in Betracht zu nehmen. Man kann von der politischen Parteistellung durchaus noch nicht sichere Schlüsse auf den Charakter eines Menschen ziehen. Viele Menschen sind in politischer Beziehung vielleicht Fanatiker und können den absurdesten Ideen huldigen, dabei aber sonst doch noch die harmlosesten und friedlichsten Menschen sein. Es gilt hier nur die Pflicht, die objektiven Thatsachen kühl und ernst zu prüfen und daraufhin ein Urtheil zu fällen. In dieser Beziehung muß ich nun zunächst auf die einzige Persönlichkeit hinweisen, welche den Mord gesehen hat. Es ist dies der Tapeziererlehrling Schmidt, der sich die Person des Verbrechers genau gemerkt und davon eine sehr genaue Beschreibung gegeben hat. Schmidt hat ausdrücklich die Identität des Viesle mit dem von ihm gesehenen Verbrecher in Abrede gestellt.

Vereine und Versammlungen.

ba. Ueber die sog. Spaltung in der sozialdemokratischen Partei, sprach der Reichstagsabgeordnete Herr P. Singer in der Versammlung des Arbeiter-Vereins für den Osten am Dienstag, den 30. Juni, in Keller's Salon. Seine Ausführungen lauteten ungefähr folgendermaßen: Meine Herren! Ich habe nicht geglaubt, daß ich heute in Ihrer Mitte sprechen würde, da ich nach „Sanssouci“ eine Verammlung meiner Wähler hatte einberufen lassen, um vor ihnen einen Rechenschaftsbericht über meine Thätigkeit im Reichstage zu erstatten. Zu meinem Bedauern ist diese Versammlung in letzter Stunde verboten worden. Darum bin ich hierher gekommen und zwar beabsichtige ich, ein Thema zu besprechen, das von der gegnerischen Presse fortwährend erörtert und entstellt gebracht worden ist. Es ist dies die sogenannte Spaltung in der sozialdemokratischen Fraktion. Dem gegenüber will ich vor allen Dingen betonen und ich glaube, im Namen aller meiner Kollegen zu sprechen, daß in unserer Fraktion von einer Uneinigkeit in prinzipieller und tatsächlicher Beziehung nicht die Rede ist. Wenn derartige Behauptungen ausgebreitet werden, so geschieht es nur, die imponente Entwicklung unserer Partei zu hemmen, von der die letzten Wahlen so überraschend Zeugnis abgelegt haben. In Wirklichkeit handelt es sich um folgendes: Als in der vergangenen Session die Regierung einen Entwurf einbrachte, welcher die Subventionirung gewisser Dampflinien verlangte, wurde die Frage auch in unserer Fraktion berathen und man kam zu folgendem Resultate. Ein Theil der Fraktion meinte, die Vorlage sei pure abzulehnen, weil der Vortheil, den die arbeitende Bevölkerung dadurch haben würde, zu geringfügig sei. Die Dampfvorlage sei von der Kolonialpolitik des Reichslanzlers nicht zu trennen, die prinzipiell bekämpft werden müsse. Daraus folge, daß die Dampfsubventionsvorlage ohne weiteres abzulehnen sei. Die übrigen Fraktionsmitglieder, die Majorität, der auch ich angehöre, wenn ich auch bei der entscheidenden Fraktionsung im Dezember v. J. nicht zugegen sein konnte, waren anderer Ansicht. Sie meinten, die Dampfsubventionsvorlage sei doch von der Frage der Kolonialpolitik getrennt zu behandeln. In der Verwerfung der letzteren war man einig. Die Gründe, welche für die Erwerbung von Kolonien angeführt werden, erwiesen sich als nicht stichhaltig. Von einer Ueberbevölkerung kann in Deutschland so lange nicht die Rede sein, als noch große und weite Strecken Landes in Folge der Latifundienwirtschaft brach liegen; und die Behauptung, überschüssige Arbeitskräfte seien in den Kolonien zu verwerthen, erhält eine eigenthümliche Beleuchtung, wenn man an die großen Schaaeren fremder Arbeiter denkt, die alljährlich nach Deutschland von Unternehmern eingezogen werden. Und dann handelt es sich um die Kolonisation von Ländern, deren Klima, wie erwiesen, absolut tödtbringend ist. Wenn selbst wissenschaftliche Forscher, die sich mit allen Vorichtsmäßigkeiten umgeben können, der tropischen Sonne und dem Fieber keinen Widerstand leisten können, wie werden dann die Auswanderer, die im schlechten Gesundheitszustande anlangen, dem Tode zum Opfer fallen! (Sehr richtig!) Auch die Auffassung trifft nicht zu, daß durch Gründung von Kolonien Handel und Industrie gefördert werden. Die Bewohner jener Länder sind nicht konsumtionsfähig; entweder kennen sie die Anwendung europäischer Produkte nicht, oder sie haben nicht genug, um sich dieselben zu verschaffen. Aus allen diesen Gründen gelangte die Fraktion einstimmig zu der Ueberzeugung, daß an eine Unterstüzung der kolonialen Projekte nicht zu denken sei. Anders lag für die Majorität der Fraktion die Frage der Dampfsubvention. Zwar war auch sie der Ansicht, daß der Löwenanteil der Subvention den Kapitalisten zufallen würde, aber sie meinte, daß bei Erfüllung gewisser Bedingungen die Verwendung von Reichsmitteln auch im Interesse der Arbeiter läge. Diese Bedingungen waren: erstens nur neue Schiffe auf deutschen Werften zu erbauen lassen, und drittens alljährlich dem deutschen Reichstage Rechenschaft über die Verwendung der Subvention zu erstatten. Unter diesen Bedingungen glaubten wir, daß durch die Bewilligung der verlangten 1 400 000 M., die Noth des danielerliegenden Schiffbaugewerks zu heben und fleißigen Menschen Beschäftigung zu verschaffen. Wir betrachteten es als unsere Aufgabe, jede Gelegenheit zu benutzen, bei der es möglich sei, die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Bevölkerung, wenn auch nur

in etwas zu verbessern. Wir erklärten aber zugleich, daß wir für den Fall der Ablehnung unserer Bedingungen geschlossen gegen die Vorlage stimmen würden. Dieser Fall trat ein, man machte uns nicht die verlangten Zugeständnisse, und die ganze Fraktion stimmte geschlossen gegen die Dampfsubventionsvorlage. Hieran knüpften sich nun Erörterungen in der Parteipresse und es folgte die bekannte Fraktionserklärung. Nun ist es einem Mitgliede der Fraktion in den Sinn gekommen, die freie Meinungsäußerung zu beschränken. Die Partei gesteht den Wählern aller Richtungen das Recht zu, frei und offen zu sagen, was sie denken, um wie viel mehr den eigenen. Der Vorwurf, daß durch die bekannte Bekanntmachung der Fraktion die freie Meinungsäußerung beeinträchtigt werde, ist absolut haltlos. Ein Theil unserer Genossen im südwestlichen Deutschland aber war anderer Meinung und untersog das Verhalten der Fraktion in einem Proteste einer scharfen Kritik. Ich habe keine Veranlassung, den Frankfurter Aufruf hier zu besprechen, aber ich meine, jeder Genosse hat das Recht, einschneidende Kritik an dem Verhalten seiner Vertreter in Reichstage zu üben. Wir sind im innigsten Zusammenhange mit unseren Wählern; gerade hierin liegt unsere Kraft. Die ganze Fraktion habe nichts gegen das volle Recht, Kritik auszuüben, einzuwenden. Und ich meine, wäre der Frankfurter Aufruf in etwas ruhigerer Stimmung geschrieben worden, er wäre anders ausgefallen. — An die Veröffentlichung des Aufrufes knüpft sich nun die eigentliche unangenehme Seite der Angelegenheit. Ein Abgeordneter glaubte, den Aufruf beantworten zu müssen, und er that es in einer Weise, die meine Billigung durchaus nicht findet. Derartige Auslassungen sollten allein schon durch das Gefühl der Solidarität unmöglich gemacht sein. Eine Erklärung findet das Verhalten dieses Abgeordneten in der That, daß schon seit längerer Zeit Differenzen zwischen ihm und den Parteigenossen in Frankfurt a. Main bestanden, aber damit wird auf keine Weise sein Auftreten gerechtfertigt. Hierauf nahm nun ein anderer Kollege für die Frankfurter und gegen Frohme das Wort, der hierzu der Sache nach vollkommen berechtigt war, den Augenblick jedenfalls aber schlecht gewählt hatte. Es folgten nun wechselseitige Erklärungen und persönliche Differenzpunkte, welche zu Tage traten, benutzte die gegnerische Presse, um unsere Wähler „grauslich zu machen“, und den demnächstigen Verfall der Partei zu verkünden. Dem gegenüber ist zu konstatiren, daß von einer Spaltung nicht im Geringsten die Rede sein kann. Was unsere Gegner behaupten, kann uns gleich sein; wir können uns den Luxus gönnen, unsere Wähler vor den Augen der ganzen Welt zu waschen; im Winde der Meinungen wird sie am besten trodnen. Wir sind auf keinem Gebiete für Heimgleichheit: sachliche Meinungsverschiedenheiten werden nicht vertuscht, sondern vor das Forum gebracht, vor welches sie gehören, vor das Forum der Wählerschaft. (Bravo.) Um sachliche Meinungsverschiedenheiten handelt es sich hier nicht. Nie und nimmer wird die Einheit der Partei gestört werden. (Bravo.) Wir stehen in dem Bewußtsein da, unser Programm nie verlegt zu haben. In der Diätenfrage, bei der Sollicitationsvorlage, bei der Debatte über den Belagerungszustand, bei der Einbringung des Arbeiterausgleichsgesetzes, überall haben wir voll und ganz auf dem Boden desselben gestanden. Fest und geeint stehen wir nach wie vor, gestützt auf das Vertrauen unserer Wähler. (Bravo.) Der Jubel der Gegner über den Zusammenbruch der Partei und ihre Hoffnung, daß aus den Trümmern für sie einige Wahlkreise zu gewinnen seien, ist ganz und gar nicht am Plage. Ihr Wunsch, Standal hervorgerufen, wird nicht in Erfüllung gehen. Wenn wirklich die Verhältnisse so wären, daß eine Spaltung nicht zu vermeiden ist, würden wir wahrhaftig nicht warten, bis die Gegner kommen und sagen: „Seht, das ist die Einigkeit Eurer Führer“, sondern wir würden selbst zu der Quelle unseres Daseins zurückgehen und unsere Wähler entscheiden lassen. (Bravo!) In Sachen der Dampfsubvention hat sich dies nicht nur nicht für notwendig, sondern für überflüssig erwiesen. Von jeher haben wir unsere Aufgabe darin gefunden, stets zu veruchen, alles was zur Verbesserung der Lage der Arbeiter dient, im Reichstage durchzusetzen. Wenn nun ein Theil der Fraktion zugestimmt hat, der Dampfsubventionsvorlage in der Hoffnung zustimmen zu müssen, daß dadurch Tausenden von Arbeitern lohnende Arbeit verschafft werden könne, so ist das kein Verlassen des Programms, noch dazu wenn Bedingungen an die Bewilligung der Summe geknüpft werden, die eine Kontrolle über die richtige Verwendung des Geldes ermöglichen. Seien Sie, m. H., jedenfalls davon überzeugt, daß nichts die Einigkeit unserer Fraktion auseinander bringen wird. Der allgemeine Unwille würde jeden hinwegfegen, der aus persönlicher Eitelkeit es wagen würde, an dem festen Gefüge zu rütteln. Wir, als Ihre Vertreter, werden stets die Fahne hochhalten. Wir werden ringen, Freiheit, Recht und B. für den Arbeiter, soweit es möglich ist, auf dem Wege der parlamentarischen Thätigkeit im Rahmen des Gesetzes zu erlangen und auf dem Wege der Agitation dafür zu sorgen, daß immer mehr Abgeordnete in den Reichstag gewählt werden, um diese Ziele durchzusetzen. (Stürmischer Beifall.) — Hierauf wurde folgende Resolution einstimmig angenommen: Die zahlreich besuchte Versammlung des Arbeiter-Bezirks-Vereins für den Osten Berlins, welche heute, Dienstag, den 30. Juni d. J., in Keller's Salon, Andreasstr. 21, tagt, spricht dem Reichstagsabgeordneten Herrn Singer für seine Besprechung des sogenannten „Konflikts innerhalb der sozialdemokratischen Partei“ ihren Dank und ihre volle Uebereinstimmung aus, sie erkennt, daß eine Spaltung innerhalb der Partei nicht besteht, und ist überzeugt, daß die Fraktion nach wie vor geeint, fest und unentwegt auf dem Boden des Programms der Arbeiter für deren Rechte eintritt! — Hierauf hielt Herr Robert Flaow einen Vortrag über Sanitätsvereine und Sanitätswachen und sprach sich für die Uebernahme der Sanitätswachen durch die Stadt aus. Er hob hervor, daß einer der Gründer der ersten Sanitätswache in der Neanderstraße selbst ihm (Redner) gegenüber den schlichten Wunsch geäußert hätte, die Stadt möge die Sanitätswachen in die Hand nehmen, sonst würden und könnten dieselben sich nicht länger halten. — Außerdem empfahl der Redner warm den Beitritt zum neu gegründeten Sanitätsverein. In der Diskussion sprach sich auch Herr P. Singer im Sinne des Referenten aus, kritisirte die Mängel der bestehenden Sanitätswachen, die trotz marktstreuereischer Anzeigen, trotz Volksbelustigungen und Wohlthätigkeitskonzerten, die sie zu ihren Gunsten veranstalteten, an chronischem Geldmangel litten und deshalb nicht einmal über genügende ärztliche Kräfte verfügten und wünschte die Uebernahme der Sanitätswachen durch die Kommunalverwaltung. Er schloß mit der Aufforderung an die Anwesenden, bei den Ergänzungswahlen für die ausgelassenen Stadtverordneten im Herbst auf dem Plage zu sein, und nur solche Männer zu wählen, die energisch für die Forderungen der Arbeiter auch auf diesem Gebiete einzutreten bereit waren. (Vehementer Beifall.) — Es wurde noch einstimmig beschlossen, eine Tellerammlung zu Gunsten der streikenden Maurer zu veranstalten, welche 38 Mark 10 Pf. ergab, dann schloß der Vorsitzende die Versammlung mit der Mittheilung, daß der geplante Ausflug am 19. d. M. und die nächste Versammlung am 14. d. M. stattfinden werde.

hs. Die neueste Massenversammlung der Berliner Maurer, welche gestern (Mittwoch) Vormittags im Keller'schen Saale tagte und über den Streik diskutirte, war wieder von mehreren tausenden streikender Maurer besucht. An der anmirenden Diskussion theilnahmen sich abermals zahlreiche Redner. Den Hauptstoff zur Debatte lieferte, wie schon häufig, die neueste Nummer der „Baugewerks-Zeitung“, welche es in Sachen des Maurerstreiks an Non plus ultra-Leistungen wieder nicht fehlen

Wagt. Zunächst liefert sie in Gestalt einer fiktiven Durchschnittslohn-Statistik über den angeblichen Jahresverdienst eines Berliner Maurers, welche die Verschleierung nur zur Heiterkeit zu stimmen vermochte. Von allen Rednern wurde dieselbe übereinstimmend als ein der Wirklichkeit nicht entsprechendes Nachwerk bezeichnet und schonungslos kritisch vernichtet. Nicht minder scharf wurde über ein anderes Geistesprodukt des genannten Blattes Gericht gehalten. Die „Baugewerkszeitung“ noch nicht zufrieden mit dem frommen Wunsche, die Richter möchten bei ihren Prozeßstreitigkeiten mit Bauherren den Streit als „höhere Gewalt“ gelten lassen und beurtheilen, verlangt sie jetzt die Bestrafung aller Vereins-Vorstände und Lohnkommissions-Mitglieder, da nur sie und sonst Niemand die Streit-anstifter seien. Ohne Anstiftereien und Anstifter meinte wenig einer der Redner, thut es die „Baugew.-Ztg.“ einmal nicht und kann sie sich einen Streit gar nicht vorstellen. Im Grunde genommen habe sie ja auch nicht so Unrecht, nur sehe sie den Wald vor lauter Bäumen nicht und schweife unnötig in die Ferne, während das Gute ihr doch so nahe liege und sie sich nur ihre Innungs-Bundesmeister anzuwenden brauche, um über die Anstiftung und die Anstifter des Streits im Keinen zu sein. Die Bau-Innung — bemerkte treffend ein anderer Redner — ist ja politischer als das Polizeipräsidium! Ob er nicht Recht hatte? Sehr richtig wiesen in dieser Beziehung die Redner auf die durchweg ungefügt und ohne Kritik verlaufenen Versammlungen der Maurer vor dem Streit und während desselben hin, von denen noch nicht eine einzige auch nur überhaupt, geschweige denn unter Hinweis auf sogenannte „gemeingefährliche Bestrebungen“ vom Schicksal politischer Auslösung habe ereilt werden müssen, was, wenn die „Baugew.-Ztg.“ Recht hatte, sonst sicher nicht der Fall gewesen wäre. Von den Mittheilungen des Vorstehenden haben wir hervor, daß soeben ein den Streit betreffendes Flugblatt der Lohnkommission erschienen sei, worin sich dieselbe „an die Berliner Bürger und das hiesige bauende Publikum, sowie an die hohen staatlichen und städtischen Behörden“ wendet, um die zahlreichen, von interessirter gegnerischer Seite gegen den Streit und die Streikenden ausgesprochenen Unwahrheiten aufzudecken und zu widerlegen, sowie überhaupt über den wahren Charakter, die Entstehung und den Verlauf dieses Streiks das nöthige Licht zu verbreiten.

h's. Zwei große öffentliche Versammlungen der streikenden Maurer fanden am Montag und Dienstag in der „Philharmonie“ und in der „Urania“ statt. Die Diskussion betraf hier wie dort den Maurerstreik. Der Beschluß der Pücker-Versammlung vom Sonntag wurde allseitig verurtheilt und als „engherzig“ und „kurzsichtig“ bezeichnet. Ein in der „Philharmonie-Versammlung“ anwesender Pücker, Herr Grendorf versicherte, im Namen vieler Hunderte seiner Gewerksgenossen zu sprechen, wenn er seinem Bedauern über denselben und der Hoffnung Ausdruck gebe, daß er nicht das letzte Wort der Berliner Pücker in Sachen des Maurerstreiks sein möge. Es sei das in der Pücker-Versammlung am Sonntag abgegebene Votum der strengsten Prüfung durch eine neue Generalversammlung bedürftig, die auch am Mittwoch stattfinden werde. Die Gerüchte und Zeitungsberichte über bereits hier eingetroffene auswärtige Maurer wurden als „pure Erfindungen“ bezeichnet. Ebenso erfuhr die Behauptung, daß Magistrat und Kiskus die nachgesuchte Sistirung ihrer Bauarbeiten verfügt hätten; der Magistrat würde das gar nicht ohne Vorwissen der Stadtverordneten-Versammlung gekonnt haben und dieser sei keine darauf bezügliche Vorlage gemacht worden. Schließlich haben wir noch hervor, daß von Dienstag ab mit der Auszahlung von Unterstufungen aus dem Generalfonds an die Allerbedürftigsten begonnen wurde.

Eine Versammlung des Fachvereins der Rohrleger fand am Sonntag, den 28. Juni, im Lokal von Wolf und Krüger, Stalitzerstraße 126, statt. Nachdem der Rossenbericht erstattet und anerkannt war, hielt Herr Dr. Vohn einen Vor-

trag über „Englische Gewerksvereine“. Derselbe erläuterte die Aufnahme-Bedingungen und die Pflichten derselben, und führte aus, daß die englischen Gewerksvereine die Vorgänger der deutschen Fachvereine seien. In den Vortrag schloß sich eine lebhafteste Diskussion. Der Vorsitzende theilte der Versammlung hierauf mit, daß am 12. Juli eine General-Versammlung stattfindet, wo die Beratung neuer Statuten des Vereins vorgenommen werden soll.

Die Versammlung der Bauanschläger, welche am 28. Juni in Gratweil's Bierhallen tagte, beschäftigte sich mit der Forderung, welche die Schlossergesellen an ihre Arbeitgeber gestellt haben und nahm folgende Resolution an: In Erwägung, daß die als gerechtfertigt anerkannte Durchführung der zehnstündigen Arbeitszeit der Schlossergesellen Berlins, nur durch Einstellung der Arbeit zu erzielen ist, erklärt sich die Versammlung der Bauanschläger Berlins und Umgegend mit ihnen solidarisch. Die heute versammelten Bauhandwerker, welche aus dem Schlosserhandwerk hervorgegangen sind, verpflichten sich, aller derjenigen Arbeiten sich zu enthalten, die eine Beeinträchtigung der guten Sache zur Folge haben könnten. Sie beschließen ferner, für die Bestrebungen der Schlosser mit allen gesetzlich ihnen zu Gebote stehenden Mitteln einzutreten und sie zu unterstützen.

Verbotene Volksversammlung. Die zum Dienstag Abend nach dem Konzerthause Sanssouci einberufene Volksversammlung, in welcher der Reichstagsabgeordnete Singer über seine Thätigkeit im Reichstage Bericht erstatten wollte, ist polizeilich verboten worden.

Außerordentliche Delegirten-Versammlung der Schlosser und Berufsgenossen am Donnerstag, den 2. Juli, Abends 8 1/2 Uhr, Annenstrasse 16. Tages-Ordnung: 1. Die Arbeitsniederlegung in einzelnen Werkstätten wegen Einführung des zehnstündigen Maximal-Arbeitstages. 2. Verschiedenes. Sämmtliche Delegirten werden ersucht, zu erscheinen. Karten-Einladung findet nicht statt.

Im Arbeiterinnen-Verein, Kommandantenstr. 77-79 (Gratweil's Bierhallen), hält Herr Gutzeit heute Abend einen Vortrag über „Kindererziehung“. Gäste haben Zutritt.

Den Schneidern zur Nachricht, daß am Donnerstag, 2. Juli, Abends 8 1/2 Uhr, Wilhelmstr. 118, eine große außerordentliche Generalversammlung sämmtlicher Schneider stattfindet. T.-D.: Wie bezahlt Herr Hugo Berner die Arbeit für den Offizier-Verein? Die Behandlung der Arbeiter durch den ersten Schneider Herrn Vemle. Probearbeit wird vorgelegt, und sowohl Herr Berner als auch Herr Vemle brieflich eingeladen. Pflicht aller Arbeiter, speziell der für die Firma arbeitenden, ist es, zu erscheinen.

Die Metallschraubern, Facon-Dreher und Berufsgenossen halten am Donnerstag, den 2. Juli, Abends 8 Uhr, in dem Lokale Mantuffelstr. 9 eine außerordentliche Generalversammlung ab. Die Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gemacht. Ein recht zahlreicher Besuch ist erwünscht.

Eine große öffentliche Metallarbeiter-Versammlung findet am Sonntag, den 5. Juli, Vorm. 10 Uhr, im Wintergarten des Central-Hotels statt. Tagesordnung: Der Formereistreich in der Hartung'schen Gießerei und das Verhalten des Herrn Hugo Hartung, Prenzlauer Allee 41. Referent Herr Frig Gördi. Korreferent Herr Gustav Zöbner. — Sämmtliche Schlosser, Schmiede, Formier, Eisen- und Metall-dreher, Stoßer, Hobler, Bohrer, Hilfsarbeiter, Klempner, Gärtler, Drücker, Schleifer, Gusspücker sowie alle im Maschinenbau- und Metallfach beschäftigten Arbeiter werden freundlichst ersucht, zahlreich und pünktlich zu erscheinen.

Eine öffentliche Versammlung der Töpfer findet am Freitag, Abends 6 Uhr, in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77-79, statt.

Kleine Mittheilungen.

Posen, 27. Juni. In Folge der ungewöhnlichen Hitze ist gestern Vormittag ein Gemeiner der 3. Kompagnie des 46. Regiments auf dem Exerzierplatze in Dembsen erkrankt; doch lebte er gestern Abend noch. Auch zwei Offiziere wurden auf dem Exerzierplatze in Folge der Hitze so matt, daß sie mittelst eines Fuhrwerks nach Hause gebracht werden mußten. — Im Militär-arresthause hat sich am 26. d. Mts. Morgens ein Sergeant des 46. Regiments, welcher wegen Insubordination bestraft war, erhängt.

Dresden, 29. Juni. In Folge der fortgesetzten sozialistischen Agitation unter den hiesigen czechischen Arbeitern hat die Polizei-Direktion eine größere Anzahl derselben von hier ausgewiesen und den böhmischen Verein „Gesetz-Klub“ aufgelöst.

Frankfurt a. M., 29. Juni. Als der Angeklagte Julius Lieske heute Abend 6 1/2 Uhr aus dem Leinwandhaus in einer Dröschke abgefahren wurde, schaute derselbe nach der linken Seite, als suche er Jemanden. Kaum hatte sich die Dröschke in Bewegung gesetzt, als ein Mann den Hut hoch hob und „Hoch! hoch!“ schrie. Noch hatte der Schreier den Hut nicht aufgesetzt, als ihn ein Schutzmann schon im Genick hatte und in den Hof des Leinwandhauses führte, von wo er in das Untersuchungsgefängniß abgeführt wurde.

München, 27. Juni. In der L. Biered'schen Verlagsanstalt hier ist kürzlich von Dr. Max Vogler ein Roman erschienen, betitelt „Der Herr Kommerzienrath“. Dieser Roman hat den Kommerzienrath Vogel in Chemnitz so schwer getroffen, daß er Strafantrag wegen Beleidigung gegen Verfasser und Verleger gestellt hat. Dem Strafantrag ist stattgegeben worden und sind nach noch vorhandenen Exemplaren des Romans eine Hausdurchsuchung bei Herrn Biered statt, die der Polizei 2 Exemplare einbrachte. Biered hat protestirt und wird Widerspruch auf Schadenersatz erheben.

Rainz, 29. Juni. Den Soldaten der hiesigen Garnison ist verboten worden, ohne Erlaubniß sich an Waldpartien, welche von hiesigen Vereinen arrangirt werden, zu betheiligen. An einer jüngst stattgehabten Waldpartie, welche von einem hiesigen Fachvereine veranstaltet worden war, soll sich eine kleine Anzahl Mannschaften hiesiger Regimenter betheilligt haben; es fand deshalb eine Untersuchung statt, die indessen resultatlos verlief.

Darmstadt, 29. Juni. Vorgestern erschien ein stark angebeiltes Feisur auf der hiesigen Polizei und machte, wie es sich später herausstellte, in der Hoffnung, als Zeuge in dem Prozeß Lieske vernommen zu werden und so Zutritt zu erhalten, die Angabe, daß er bei der Ermordung des Polizeiraths Kumoff betheilligt gewesen und richtige Auskunft geben könne. Im städtischen Hospital, wohin der Neugierige einweisen gebracht wurde, soll indeß eine kräftige kalte Douche von ganz überraschender Wirkung gewesen sein und den Mann auf ganz andere Gedanken gebracht haben.

Valentin †. Am 28. Juni starb der frühere Rechts-anwalt und Notar, Justizrath Hermann Valentin, geboren 17. August 1812 zu Berlin. Er war von 1871-73 Reichstagsabgeordneter für Meiningen, von 1874-78 für Sondershausen und gehörte der nationalliberalen Fraktion an. Am bekanntesten war er durch seine parlamentarische Thätigkeit als „Schlußmacher“. Abgesehen von seinen vielen Anträgen auf „Schluß der Debatte“, die er im Reichstage stellte, machte er sich dort wenig bemerklich.

Aus Kamerun trifft die Nachricht ein, daß ein weiteres Opfer dem mörderischen Klima erlegen ist. Der Sohn des freireligiösen Predigers in Nürnberg, Karl Scholl jun., der sich vorigen Dezember in Hamburg eingeschifft und seit Januar im Hause C. Voermann in Kamerun beschäftigt war, ist, nachdem er wenige Tage vorher noch seinen Eltern geschrieben und sie über seine Gesundheit vollständig beruhigt hatte, am 29. April am Fieber gestorben.

Theater.

Velle-Alliance-Theater.
Heute: Der Raub der Sabinerinnen.
Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.
Heute: Der Großmogul.
Balhalla-Operetten-Theater.
Heute: Nanon.
Ostend-Theater.
Heute: Die Frau mit den Karfunkelsteinen.
Central-Theater.
Alle Jakobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.
Heute: Hamburg an der Alster.

Unserm Kollegen **H. G. Witzel** zu seinem heutigen Geburtstage ein donnerndes Hoch, daß die Trulle acht Tage lang winkelt.
Die Kollegen der Böhmer'schen Anstalt.

Ein dreifach donnerndes Hoch unserm Mitgliede **Witzel** zu seinem heutigen Wiegenfeste.
Der Vorstand des Arb.-Bez.-Vereins d. Rosenth. Vorst.

Gr. Volksversammlung
am Donnerstag, den 2. Juli, Abends 8 Uhr,
in Keller's Lokal, Andreasstraße Nr. 21.
Tagesordnung:
Berichterstattung des Stadtverordneten Herrn Herold über die Thätigkeit der Stadtverordnetenversammlung.
Ganz besonders sind die Wähler des 24. Kommunalwahlbezirks zu dieser Versammlung eingeladen.
Der Einberufer.

Roh-Tabak!!

Preiswerthe Sumatra-Decken, vorzüglicher Brand, von 160-540 Pf., billiger Brasil, kerngesund, von 75-175 Pf., Domingo, Carmen, Seedleaf, Java, Kebut- und Cit-Cin-lagen, à 58 Pf., empfehlen.

Bergemann & Donisch,
C., Alexanderstraße 38.

Schönhäuser Allee 182.
Omnibus-Haltestelle am Schönhäuser Thor.

8600 elegante Jaquet- und Rock-Anzüge, Mode 1885, (neu und wenig getragen) von 10, 12, 15-30 Mark. 5000 Sommer-Paletots in allen Farben, jetzt für 8, 10, 15-25 Mk. (Brach-Exempl.) Tuch- und Kammgarn-, Salon- und Geh-Röcke für den 4. Theil des Wertes. Hosen von 4 Mk. an, Röcke 4,50 an, Leinen- u. Drell-Anzüge auch f. Knab. Lätzchen-Jaquets, weiße Westen, alles spottbillig. Für torpente Personen jeder Figur passende Sachen. Hochelegante Damen-Sommer-Mantelets u. Mäntel, sowie gold. u. silb. Uhren.

Neben einer reichen Auswahl hochfeiner moderner Kleiderstoffe zu bekannt billigen Preisen sind folgende Serien

Kleiderstoffe bedeutend billiger

zum gänzlichen Ausverkauf gestellt.
Waschechte Catune in großer Auswahl jetzt 30 Pf.
Waschechte bedruckte Baumwollstoffe, Mtr. 30, 40 u. 50 Pf.
Fasché Diagonal für solide Hauskleider, Mtr. jetzt 30 Pf.
Belle Wolllstoffe, gutes Straßkleid, früher Meter 1 Mk., jetzt 50 Pf.
Weiße Croisé in ganz reiner Wolle, in allen schönsten Farben, zu Haus- u. Straßkleidern, Mtr. 50 Pf.
Weiße doppelt, also 110 Centimeter breit, ganz kräftige Waare, Mtr. 1 Mk.
Einfarbige, doppelt, breite Cachemires in allen schönen Farben, früher Meter 2 Mk. 50 Pf., jetzt Meter 1 Mk. 35 Pf.

Sielmann & Rosenberg, Kommandantenstrasse, Ecke Lindenstrasse.

Gattun-Morgentücher in großer Auswahl 2, 2,50, 3 bis 6 Mk.

Zu beziehen durch die Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstraße 44.

Sehen sie erklären:

Der Neue Welt-Kalender für 1886.

Preis 50 Pfennig.

Stuttgart. P. S. W. Dieck.

Gottlob in erlesen:

Aus dem reichem Inhalt sehen wir hervor:
Ergänzende illustrirte Uebersicht der deutschen Reichstagsabgeordneten von 1881-1884. — **Wort-laud.** — Erzählung von Robert Schindel.
— **Metaphysik-Philosophie.** Von Reich. Ver-
ner. — **Siehe, Somen und Stren-**
schuppen. Von Ch. Böller. — **Proben**
im Wats. Erzählung von W. Sonten. — **Der**
Schlammelker. Erzählung von Gumpert.
Als Grattis-bellagen:
1. Der erste Spott. 2. Wie schling?
3. Der alte Breier. 4. Über den Raucher!
1. Wankelbater.

Vom heutigen Tage ab befindet sich unser

Rohtabak-Lager

C., Alexanderstraße Nr. 38
im ersten Hof.

Bergemann & Donisch.

Arbeitsmarkt.

E. j. Mädch., w. d. Damensch. gr. erf. w. Greifswalderstr. 21a pl.

Die Nr. 18 der humoristischen Blätter

„Der wahre Jacob“

ist erschienen und in der Exped. des „Berl. Volksbl.“ zu haben.